

1,80 DM / Band 7  
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

BASTEI

# DÄMONEN-LAND

Die besten Horror-Romane unserer Zeit

Wolfgang  
Hohlbein

## Der achtbeinige Tod

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150

DÄMONENLAND 7 - Der achtbeinige Tod  
von Wolfgang Hohlbein  
erschien erstmals als Gespenster Krimi 414

Welche Schrecken, welches Grauen schafft der Mensch sich selbst? Es müssen nicht immer Vampire oder Werwölfe sein - auch aus Unvernunft und Rüstungswahn gedeihen Katastrophen, die dem fiktiven Horror in nichts nachstehen.

Der bekannte und preisgekrönte Autor Wolfgang Hohlbein hat sich bereits vor 9 Jahren dieses Themas angenommen. In einem seiner ersten Horror-Romane schildert er die schrecklichen Folgen eines Satellitenabsturzes im südamerikanischen Dschungel. Ein Satellit freilich, der eine ganz besondere Fracht trägt: den Stoff, aus dem die Alpträume sind!

Ein Roman erwartet Sie, nach dem Sie Spinnen mit ganz anderen Augen sehen werden ...

Ihr

DÄMONEN-LAND Redakteur

3

»Dort!«

Fernando Perez deutete mit ausgestrecktem Arm auf das wogende Grün, das den Talboden bedeckte, und reichte den Feldstecher an seinen Nebenmann weiter. »Sie sehen den Fluß?«

Rodriuez nickte wortlos. Der Feldstecher verlieh seinem Gesicht einen eulenhaften Ausdruck, und die Uniform, die in großen, dunklen Flecken an Brust und Rücken klebte, schien ihm um mehrere Nummern zu groß zu sein. Als er den Feldstecher absetzte, konnte Perez sehen, daß er tiefe Ringe unter den Augen hatte. Sein Gesicht wirkte eingefallen und blaß, als wäre er seit Tagen auf den Beinen und vollkommen übermüdet. Aber Perez wußte, daß Rodriuez alles andere als müde oder unaufmerksam war; den großen, dunklen Augen entging nichts, und obwohl seine Bewegungen langsam und mühevoll wirkten, spürte der Hauptmann die Energie, die in der ausgemergelten Gestalt des Geheimdienstmannes schlummerte.

Er hatte Rodriuez erst an diesem Morgen kennengelernt. Aber die Geschichten, die sich um ihn rankten, waren Legion. Perez hatte sich schon vor langer Zeit angewöhnt, nur die Hälfte von dem zu glauben, was man ihm erzählte. Aber selbst dieser Rest reichte aus, um ihm Respekt vor seinem Gegenüber einzuflößen.

»Und Sie sind vollkommen sicher, daß sie dort unten sind?« fragte Rodriuez. Seine Stimme klang dünn und schien in der hitzegeschwängerten Luft zu versickern.

Perez hob die Achseln. »Sicher . . . Was heißt schon sicher? Wenn meine Informationen stimmen . . .«

»Was sind das für Informationen?« schnappte Rodriuez.

Perez lächelte flüchtig. »Sie haben die Berichte nicht gelesen?«

»Doch.« Rodriuez nickte ungerührt und setzte den Feldstecher erneut an. »Aber ich möchte es gerne aus Ihrem Mund hören, Hauptmann. Papier ist geduldig, und ich verlasse mich nicht sehr gerne auf Geschriebenes. Sie verstehen?« Er gab Perez das Fernglas zurück, starrte einen Moment lang aus zusammengekniffenen Augen zu Boden und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Verdammt heiß heute.«

Perez schluckte seinen Ärger herunter. Man hatte ihn vor Rodriuez gewarnt. Der Mann war aalglatt. Und er war gefährlich. Perez hatte vor Rodriuez erst ein oder zwei Männer des Geheimdienstes kennengelernt, aber sie schienen alle dem gleichen Typ anzugehören: ruhig, überlegend und scheinbar harmlos, aber mit der Mentalität einer Schlange ausgestattet, die ohne Warnung zustoßen konnte. Aber wahrscheinlich mußte man so sein, wenn man in diesem Job Karriere machen wollte.

»Ein Indio aus den Bergen«, knurrte er schließlich. »Ich habe selbst nicht mit ihm gesprochen, wenn Sie das wissen wollen. Aber nach allem, was ich gehört habe, muß er ziemlich überzeugend geklungen haben.«

Rodriuez lächelte kalt. »Und deshalb setzen Sie ihre gesamte Einheit in Marsch?«

»Sie sind ja auch hier!« schnappte Perez. Der Ausbruch tat ihm fast im gleichen Moment schon wieder leid, aber Rodriuez schien den aggressiven Ton gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. In seinem Gesicht rührte sich kein Muskel.

»Entschuldigung«, murmelte Perez.

Rodriuez winkte ab. »Schon in Ordnung, Hauptmann. Ich verstehe Sie. Die Hitze . . .  
« Er legte den Kopf in den Nacken und blinzelte den grellen Ball der Sonne an, der am höchsten Punkt seiner Bahn angelangt war und die Erde mit seiner Glut versengte. Die Soldaten hatten sich in die Schatten ihrer Fahrzeuge zurückgezogen oder lümmelten auf ihren Posten herum. Unvorschriftmäßige Strohhüte zierten ihre Köpfe; einige hatten sich primitive Kopfbedeckungen aus Papier gefaltet oder feuchte Taschentücher über die Stahlhelme gezogen. Perez verübelte es ihnen nicht. Er selbst hätte sich am liebsten die Uniform vom Leib gerissen und wäre kopfüber in die Fluten des Flusses gestürzt, der unter ihnen durch den Dschungel schnitt. Aber natürlich ging das nicht.

Jedenfalls nicht, solange Rodriuez hier war.

4

»Also«, fuhr der Geheimdienstmann nach einer Weile fort. »Wie war das?«

»Ausführlich - oder die Kurzversion?«

Rodriuez grinste, aber die Geste hatte kaum etwas mit einem menschlichen Lächeln gemein. »Ausführlich, wenn es geht.«

Perez nickte grimmig. »Wie Sie wollen. Aber lassen Sie uns hier aus der Sonne verschwinden. Ich habe eine Flasche Cognac in meinem Zelt. Dabei läßt es sich besser reden.«

Rodriuez zögerte einen Augenblick, und Perez befürchtete schon fast, zu weit gegangen zu sein. Er rechnete beinahe damit, jetzt einen Vortrag über die Vorschriften bezüglich Alkohol im Dienst zu hören zu bekommen, aber der Geheimdienstmann nickte bloß und trat einen Schritt beiseite. »Bitte. Gehen Sie voraus.«

Das Feldlager war auf der Kuppe eines steilen, felsigen Hügels errichtet worden. Die fünfundsiebzig Soldaten, aus denen Perez' Einheit bestand, hatten ihre niedrigen Zwei-Mann-Zelte zwischen den Felsen aufgeschlagen; kleine, graue Gebilde, die sich schuttsuchend in die kärglichen Schatten drängten. Dazwischen standen die drei Armeelaster und der Panzerwagen, der zur technischen Ausrüstung der kleinen Kompanie gehörte. Seine Kanone war fleckig und verrostet. Das Zwillingrohr deutete drohend auf den nahen Waldrand, aber Perez wußte, wie wenig ihnen dieses moderne Kriegsgerät im Ernstfall nützen würde. Wenn Sie wirklich auf die Banditen stießen, entschied einzig der Kampf Mann gegen Mann, nicht die besseren Waffen. Perez' Zelt war das größte. Es war hoch genug, daß sie in gebückter Haltung darin stehen konnten, und bot in seinem Innern Platz für einen niedrigen Klappisch, ein Feldbett und zwei stoffbespannte Campingstühle. Perez ließ das Moskitogitter vor dem Eingang herunter, bot Rodriuez mit einer beiläufigen Geste Platz an und kramte in seinem Koffer, bis er die halbvolle Flasche und zwei leidlich saubere Tassen gefunden hatte. »Er ist zwar keine hundertfünfzig Jahre alt«, sagte er entschuldigend, »aber ich hoffe, er schmeckt Ihnen trotzdem.«

Rodriuez nippte prüfend an seiner Tasse. »Ich bin nicht sehr verwöhnt«, sagte er. »Also?«

Perez lehnte sich gegen die Zeltstange. Selbst hier drinnen war die Hitze unerträglich, aber wenigstens blieben sie von den Stechfliegen und Moskitos verschont, die den

Männern draußen das Leben zur Hölle machten.

»Sie wissen, welchen Schaden die Banditen in den letzten Monaten angerichtet haben«, begann er, nachdem er sich eine seiner dünnen, schwarzen Zigarillos angesteckt hatte. »Und wahrscheinlich wissen Sie auch, daß wir bisher ziemlich hilflos dagestanden haben.«

Rodriuez nickte. »Was glauben Sie, warum ich hier bin?« Er beugte sich vor, nahm eine Zigarre aus Perez' Kiste und ließ sein Feuerzeug aufschnappen. »Aber fahren Sie fort.«

»Tja. Wie gesagt - wir konnten nicht viel tun, außer alle Fremden, die durch unseren Bezirk kamen, zu warnen und ihnen ein Stück weit Geleit zu geben. Natürlich haben wir dann und wann einen der Banditen geschnappt - aber zu einem großen Fang kam es eigentlich nie. Leider.«

»Warum?«

»Warum! Warum!« bellte Perez wütend. »Sie kennen dieses Land nicht, Rodriuez, sonst würden Sie diese Frage nicht stellen. Die Banditen sind hier geboren und aufgewachsen. Sie kennen jeden Baum, jedes Loch, jeden Quadratmeter Boden so gut wie Sie das Innere Ihrer Hausbar. Und ihr Rezept ist denkbar einfach: zuschlagen und sofort wieder verschwinden. Wenn ich mit meinen Leuten zur Stelle war, waren sie längst wieder untergetaucht.«

»Und Sie haben nie versucht, ihr Versteck ausfindig zu machen?« fragte Rodriuez. Perez stieß die Luft mit einem ärgerlichen Zischen aus. »Natürlich. Aber Sie haben anscheinend keine Ahnung, wie groß das Gebiet ist, das ich mit meinen

5

Leuten zu betreuen habe. Genausogut könnte man die sprichwörtliche Stecknadel im Heuhaufen suchen. Vielleicht wäre das noch einfacher.«

»Und dann?«

Perez sog an seinem Zigarillo und blies einen perfekten Rauchring in die Luft. »Dann griffen wir diesen Burschen auf. Besser gesagt, ein Außenposten hat ihn geschnappt, als er versuchte, sich unter die Mitreisenden eines Busses zu mischen und die Gegend zu verlassen. Die Männer haben ein Gespür für faule Sachen, wissen Sie. Um es kurz zu machen - er war einer der Banditen.«

»Und das hat er so einfach zugegeben?«

»Er hat es zugegeben. Ob einfach oder nicht, kann ich nicht sagen. Ich war nicht dabei«, gab Perez trotzig zurück. Er fühlte sich mehr und mehr in die Rolle des Verhörten gedrängt, und das paßte ihm ganz und gar nicht in den Kram. Sicher - Rodriuez besaß Macht, aber hier draußen war er der Kommandeur. Und es wurde Zeit, daß er die Fronten klärte.

»Ich weiß, worauf Sie hinauswollen«, sagte er leise. »Und ich weiß auch, daß die Jungens manchmal Verhörmethoden anwenden, über die man besser nicht spricht.«

»Und Sie lassen es zu?«

»Natürlich nicht«, gab Perez zurück. »Aber ich kann nicht überall zugleich sein.« Rodriuez winkte ab. »Schon gut, Hauptmann. Darüber unterhalten wir uns später. Fahren Sie jetzt in Ihrem Bericht fort.«

»Er wollte weg«, wiederholte Perez. »Soviel mir der diensthabende Offizier später erzählt hat, war er nicht ganz richtig im Kopf. Er faselte wirres Zeug. Wahrscheinlich haben sie ihn davongejagt, und er lief unseren Leuten geradewegs in die Arme. Ein glücklicher Zufall.«

»Zufall?«

»Ich weiß, was Sie jetzt denken«, nickte Perez. »Ich habe zu Anfang den gleichen Verdacht wie Sie gehabt - eine Falle. Aber ich glaube nicht mehr daran. Der Mann hat die Wahrheit gesagt.«

»Wieso sind Sie sich dessen so sicher?« fragte Rodriuez.  
Perez zuckte mit den Schultern. »Gespür. Und Logik. Die Bandoleros haben nichts davon, wenn Sie uns in eine Falle locken und ein paar von meinen Männern umbringen. Für jeden toten Soldaten kommt ein neuer. Sie wissen das. Und sie wissen auch, daß sie bei einem offenen Kampf nur die Verlierer sein können. Er hat uns jedenfalls verraten, wo der Unterschlupf der Bande ist. Natürlich ist es möglich, daß sie längst weitergezogen sind, aber das Risiko müssen wir eingehen, finde ich.«  
Rodriuez nickte. »Genau. Das Gleiche habe ich auch gesagt.«  
»Sie?« Perez Augenbrauen rutschten ein Stück nach oben. »Aber ich dachte, Sie wären hier, um . . .«  
»Sie zu überprüfen?« Rodriuez machte eine wegwerfende Geste. »Sie überschätzen sich, Hauptmann. Es ist der Regierung ziemlich egal, wie und wann und ob Sie überhaupt mit den Banditen fertig werden. Aber vor einiger Zeit ist eine Gruppe junger Forscher hier in der Gegend verschwunden, und die Vermutung liegt nahe, daß Ihre Banditen etwas damit zu tun haben.«  
»Es sind nicht *meine* Banditen!« beehrte Perez auf. Er konnte sich noch gut an die Expedition erinnern. Sie waren vor fünf, sechs Monaten durch Pueblo Nalclo gekommen, eine vier Mann starke Gruppe, vollbepackt mit Schlauchbooten, Zelten, wissenschaftlichen Instrumenten und Vorräten. Halbe Kinder noch, voller Optimismus und Forscherdrang. Er hatte versucht, sie von ihrem Vorhaben abzubringen, aber natürlich war das sinnlos gewesen.  
»Ob Ihre Banditen oder nicht«, fuhr Rodriuez fort. »Auf jeden Fall sind die Männer verschwunden.«  
Perez seufzte. »Das ist also der Grund für Ihre Inspektion.«  
Rodriuez nickte und stand auf. »Genau. Aber nennen Sie es nicht Inspektion. Unser Land ist nun einmal auf das Wohlwollen des Auslandes angewiesen. Und einer der vier war zufällig der Sohn von irgendeinem stinkreichen Wirtschaftsbonzen aus Europa. Vielleicht können Sie sich jetzt vorstellen, welches  
6  
Gezeter der Vater anfang, als sein Söhnchen nicht wiederkam.«  
»Aber er war doch selbst schuld!« beehrte Perez auf. »Jeder, der seinen Fuß in den Dschungel setzt, weiß, wie gefährlich das werden kann. Und wenn er es nicht weiß, dann soll er zu Hause bleiben und Briefmarken sammeln.«  
»Ich weiß das«, nickte Rodriuez. »Meine Vorgesetzten wissen das auch, aber die Menschen drüben in Europa scheinbar nicht.«  
»Wenn er wirklich seit fünf Monaten verschollen ist«, sagte Perez dumpf, »dann lebt er nicht mehr.«  
»Auch das weiß ich. Aber wir müssen wenigstens den Schein wahren. Wir können nicht nur dastehen und sagen: Tut uns leid, aber er wußte ja schließlich, was er tat. Wir müssen wenigstens ein paar Köpfe rollen lassen.«  
»Sie wissen ja noch nicht einmal, ob die Banditen etwas damit zu tun haben«, fauchte Perez. »Vielleicht sind sie in den Fluß gefallen und ertrunken, von Piranhas gefressen oder abgestürzt, oder sie tauchen irgendwann quietschvergnügt wieder auf, und wir sind die Blamierten.« Er machte eine ärgerliche Geste. »Es gibt hundert Möglichkeiten, hier innerhalb von Minuten umzukommen. Man braucht nicht unbedingt Banditen dafür.«  
»Sicher nicht. Aber es wäre ganz gut, wenn wir einen Sündenbock vorzeigen könnten.«  
»Rodriuez' Augen wurden schmal. »Auf der anderen Seite«, sagte er langsam, »könnte es ganz gut möglich sein, daß man Sie persönlich . . . Sie verstehen?«  
Perez starrte den Geheimdienstmann einen Augenblick lang wütend an. Die Regierung in Sao Paulo brauchte dringend einen Sündenbock. Und es war letztlich

egal, wer diese Rolle spielte. Und ob er verstand!

Er stand auf, verstaute die Flasche mit wütenden Bewegungen in seinem Gepäck und ging aus dem Zelt. »Wir haben genug Zeit vertrödelt«, sagte er dumpf.

Ein einsames Moskito zog summend über sie hinweg, kehrte in einer weit ausholenden Schleife zurück und ließ sich zielstrebig auf Rodriuez' Stirnglatze nieder. »Sie wollen aufbrechen?«

Perez schüttelte den Kopf. »Nein. Die Männer sind von dem anstrengenden Tagesmarsch müde. Ich werde zehn, fünfzehn Freiwillige nehmen und die nähere Umgebung auskundschaften. Morgen überlegen wir uns dann, in welcher Richtung wir vorstoßen. Kommen Sie mit?«

»Wenn ich Sie nicht störe.«

Perez lächelte. »Kaum.« Er stapfte auf einen Unteroffizier zu, der sich im Schatten eines Lastwagens zusammengerollt hatte und vor sich hin schnarchte.

Perez weckte ihn mit einem ziemlich unsanften Tritt in die Rippen. Der Mann schlug die Augen auf, blinzelte und sprang mit einem Satz auf die Füße, als er seinen Vorgesetzten erkannte. »Hauptmann?«

»Ich brauche ein Dutzend Freiwillige«, schnauzte Perez. »Sofort!«

Der Unteroffizier salutierte, drehte sich mit übertrieben zackigen Bewegungen herum und rannte mit weit ausholenden Schritten davon. Perez hörte ihn hinter dem Hügelkamm Kommandos brüllen.

Es dauerte keine fünf Minuten, bis die verlangte Anzahl von Männern vor Perez und Rodriuez Aufstellung genommen hatte. Ihre Uniformen waren dreckig und geflickt, und auf ihren braungebrannten Gesichtern glänzte Schweiß. Aber ihre Waffen waren in tadellosem Zustand, und Perez wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte. Es war keiner unter ihnen, der nicht schon einen oder mehrere Angehörige oder Freunde durch die Banditen verloren hatte.

Sie brachen in lockerer Marschformation auf, Perez an der Spitze, dicht gefolgt von Rodriuez und den ersten beiden Soldaten. Nachdem sie den felsigen Hang des Hügels verlassen hatten, wurde der Boden rasch sumpfig. Die mannsdicken Stämme der Urwaldriesen ragten rings um sie in die Höhe, und die ineinander verfilzten Kronen bildeten eine Art natürlichen Dom, durch den nur

7

noch wenig Tageslicht sickerte. Schon nach wenigen Augenblicken bewegte sich der Trupp durch ein schattiges, stilles Halbdunkel, das nicht nur das grelle Sonnenlicht, sondern auch die Geräusche ihrer Schritte und die halblauten Stimmen der Männer zu dämpfen schien.

Perez war in Schweiß gebadet. Die Hitze war hier nicht so drückend wie draußen unter der gleißenden Sonne, aber die Luft war gesättigt mit Feuchtigkeit, und ein schwerer, moderiger Geruch ließ jeden Atemzug zur Qual werden. Selbst die borkigen Stämme der Urwaldriesen schienen Feuchtigkeit auszuschwitzen. Der Boden federte unter ihren Schritten.

Rodriuez holte mit ein paar raschen Schritten auf und ging dann schweigend neben Perez her.

Es bereitete Perez eine fast gehässige Befriedigung zu sehen, wie der Geheimdienstmann unter der Hitze und den Strapazen des Marsches litt. Rodriuez war vor drei Tagen in Sao Paulo aufgebrochen, und nach dem, was er erzählt hatte, hatte er auf der Reise - zuerst mit dem Flugzeug, später mit dem Bus und ganz zum Schluß teils zu Fuß, teils als Anhalter auf Eselskarren - kaum Schlaf gefunden. Eigentlich hätte Perez es ablehnen müssen, einen total erschöpften Mann mit in den Einsatz zu nehmen. Aber Rodriuez war ihm von Anfang an nicht sonderlich sympathisch gewesen. Der Geheimpolizist mochte in Sao Paulo und in seinem Amt Macht haben,

aber hier draußen galten Dienstränge und akademische Grade nicht besonders viel. Und es wurde Zeit, daß Rodriuez dies begriff.

\*\*\*

Carlos hatte den Alten an diesem Morgen wieder gesehen. Wie jeden Tag war er kurz vor Sonnenaufgang aufgebrochen, um nach Pueblo Nalcla zu gehen. Der Weg war lang, fast zwei Stunden. Aber Carlos war Laufen gewöhnt, und dadurch, daß er quer durch den Dschungel und anschließend über den schmalen, kaum bekannten Bergpaß ging, war er fast ebenso schnell im Dorf wie jemand, der mit dem Wagen über die Teerstraße gefahren wäre. Er, machte diesen Weg zweimal am Tag, sechs Tage in der Woche, bei jedem Wetter, aber er hatte keine andere Wahl. Es gab im Umkreis von fünf Tagesmärschen keine andere Stadt, in der er hätte arbeiten können, und selbst die billigsten Wohnungen in Pueblo Nalcla - rattenverseuchte Löcher, die kaum die Bezeichnung Wohnung verdienten - waren so teuer, daß er einfach gezwungen war, hier draußen zu leben. Früher, als sein Vater noch lebte, war alles anders gewesen. Damals hatte sich ein Mann ein Stück Land aussuchen und sein Haus bauen können. Aber mittlerweile gehörte der Boden in weitem Umkreis um das Fünftausend-Seelen-Städtchen der allmächtigen Minengesellschaft. Und deren Angestellte wachten eifersüchtig darüber, daß nur ja niemand es wagte, eine Hütte oder gar ein Haus auf dem brachliegenden Land zu errichten. Als Carlos ein Kind gewesen war, hatten die Indios einmal versucht, sich gegen diese Ungerechtigkeit zur Wehr zu setzen. Aber die Soldaten und die gekauften Söldner der Gesellschaft hatten ihren Widerstand rasch gebrochen. Es hatte Tote und viele Verletzte gegeben, und seit damals wagte es niemand mehr, sich gegen die unsichtbaren Machthaber im fernen Sao Paulo aufzulehnen.

Carlos dachte oft an die Zeit seiner Kindheit zurück, wenn er allein durch den Wald ging. Aber er tat es ohne Wehmut, ohne Zorn. Er hatte die große Freiheit, den Stolz, von dem die Alten dann und wann immer noch sprachen, niemals kennengelernt, und er vermißte es auch nicht. Er hatte Arbeit, eine Frau, die ihm vor fünf Jahren einen Sohn geschenkt hatte, eine kleine Hütte unten am Fluß - er war zufrieden. Und, wenn er ehrlich gegen sich selbst war, wollte er auch gar nichts anderes.

Er kam an der Stelle vorbei, an der er heute morgen den Mediziner getroffen hatte, und ein seltsames, unbehagliches Gefühl breitete sich in seinem Magen aus. Bisher hatte er mit nieman-

8

dem über den Alten geredet. Nicht einmal mit Jusita.

Aber er würde es tun müssen. Heute noch.

Die Männer tauchten so plötzlich vor ihm auf, als wären sie aus dem Boden gewachsen.

Carlos blieb abrupt stehen. Sie waren Indios wie er: groß, hager, grobknochig. Männer, die in dieser grünen Hölle aufgewachsen waren und sich mit der Gewandtheit von Wildkatzen bewegen konnten. Sie trugen einfache Baströcke, und aus ihrer Gesichtsbemalung schloß er, daß sie Angehörige des Stammes waren, der am anderen Ufer des Flusses lebte.

Und ihre Haltung war eindeutig feindselig.

»Was - was wollt ihr von mir?« fragte Carlos stockend. Seine Stimme zitterte merklich. Beinahe verwundert spürte er, wie sich Angst in ihm breitmachte.

Angst? Vor diesen Männern? fragte er sich verblüfft. Aber er hatte ihnen nichts getan.

Er war ein Indio wie sie. Ihr Bruder.

Hinter ihm waren plötzlich Schritte. Carlos drehte sich langsam herum. Er wußte nicht, welchen Schrecken er erwartet hatte, aber er war fast erleichtert, als er den Alten erkannte.

»Nun, Carlos?« fragte der Mediziner. »Hast du dir deine Antwort überlegt?« Er sprach langsam und mit zitternder, vom Alter unsicher gewordener Stimme. Aber der Blick seiner dunklen Augen war fest, und seine Gestalt strahlte trotz der Jahre, die sie gebeugt hatten, immer noch Autorität aus. »Ich habe dir Zeit genug gelassen.«

Carlos nickte. »Ich weiß. Aber . . .«

»Du willst also nicht mit uns kommen?« unterbrach ihn der Alte.

Carlos zögerte einen Herzschlag lang, dann schüttelte er entschlossen den Kopf. »Nein«, sagte er.

»Aber du gehörst zu uns«, drängte der Alte. »Überleg es dir - ich bitte dich darum. Komm zu uns. Zu deinen Brüdern und Schwestern.«

»Ich gehöre zu niemandem außer zu meiner Frau und meinem Sohn«, gab Carlos entschlossen zurück. Die Angst war gewichen und hatte einem Gefühl trotzigem Zorns Platz gemacht. »Ich achte dich und deinen Stamm. Aber laß mir mein Leben, so wie ich euch eures lasse.« Er spürte, daß er den richtigen Ton getroffen hatte. Er durfte jetzt nicht bitten oder Schwäche zeigen. Kein Indio hat Mitleid mit einem Feigling.

»Du gehörst zu uns«, beharrte der Alte. »Dein Vater war aus unserem Stamm, und auch du bist von unserem Blut. Was willst du in der Stadt? Die Fremden sind schlecht, und es wird nicht mehr lange dauern, bis die Götter sich erheben und sie endgültig aus unserem Land verjagen. Ich meine es gut, Carlos. Komm zu uns, ehe es zu spät ist.«

»Aber meine Frau ...«

»Deine Frau und dein Sohn sind uns willkommen«, unterbrach ihn der Alte. »Er wird zu einem stolzen Krieger unseres Stammes heranwachsen und vielleicht eines Tages über dieses Land herrschen, so wie es unsere Vorfahren getan haben. Die Zeit ist gekommen, Carlos. Wir werden die Eindringlinge verjagen und dieses Land der Natur und den Göttern wiedergeben.«

Carlos musterte den Mediziner aufmerksam. Der Alte schien seine Worte wirklich ernst zu meinen. Trotz der sengenden Hitze fror Carlos plötzlich. Ein eisiger, unirdischer Wind schien mit einem Mal durch die Gräser zu streichen.

Die Augen des Alten glommen in einem fanatischen, irren Feuer. »Komm zu uns, Carlos«, rief er beschwörend.

»Ich kann nicht. Versteh mich doch, ich . . .«

Die Haltung des Alten versteifte sich. Der Glanz in seinen Augen erlosch, und um seine Mundwinkel erschien ein harter, entschlossener Zug. »Du hast dir die Folgen selbst zuzuschreiben. Du bist einer von uns, aber gerade deshalb zählt dein Verrat doppelt.«

Carlos atmete hörbar ein. Er warf einen nervösen Blick über die Schulter und suchte verzweifelt nach einem Ausweg.

Aber die Indios schienen nicht vorzu-

9

haben, ihn anzugreifen. Sie standen einfach stumm da, starrten ihn an und schienen darauf zu warten, daß er irgend etwas sagte oder tat.

Nach Sekunden, die Carlos wie Ewigkeiten vorkamen, drehte sich der Mediziner herum und ging langsam auf den Waldrand zu. Seine drei Begleiter folgten ihm, ohne Carlos auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen.

Carlos sah ihnen verblüfft nach, bis sie im Unterholz verschwunden waren. Er versuchte, eine Erklärung für das zu finden, was er soeben erlebt hatte. Wenn sie wirklich vorgehabt hätten, ihm etwas anzutun, dann wäre die Gelegenheit jetzt geradezu ideal gewesen. Niemand hätte etwas gemerkt, es hätte keine Zeugen gegeben, und wahrscheinlich hätte es Jahre gedauert, bis man seine Leiche gefunden hätte. Wenn überhaupt.

Aber er wußte, daß er die Warnung ernstnehmen mußte. Verrückt oder nicht - als Medizinmann besaß der Alte genug Macht, um seine Drohung wahrzumachen. Er drehte sich um und ging mit schnellen Schritten weiter. Er hatte es plötzlich eilig, nach Hause zu kommen. Seine Frau und sein Sohn warteten auf ihn, und der Gedanke, daß sie allein und schutzlos waren, während der verrückte Medizinmann mit seinen drei Gefolgsleuten hier irgendwo durch die Gegend streifte, bereitete ihm Sorge. Er verfiel in einen leichten, federnden Trab, eine Gangart, die er notfalls stundenlang beibehalten konnte. Der Weg kam ihm mit einem Mal viel weiter als sonst vor, und in die vertraute, liebgewonnene Umgebung schien sich irgend etwas Fremdes, Drohendes gemischt zu haben.

Aber seine Angst erwies sich als überflüssig. Die kleine, strohgedeckte Hütte stand friedlich und heil wie immer am Flußufer, als er den Dschungelpfad verließ. Es war das gleiche Bild wie immer: der Wald, eine hohe, dichte Reihe massiger Stämme, die das kleine Haus wie eine schützende Mauer zu umgeben schienen; dahinter, im dunklen Azur des Abendhimmels nur als schneegekrönte Schatten zu erahnen, die Berge, und auf der Rückseite des Hauses der Fluß, der träge und friedlich wie eh und je dahinplätscherte. Nichts, was auf eine Gefahr oder Bedrohung hinwies.

Und trotzdem hatte er Angst.

Oder vielleicht gerade deshalb.

\*\*\*

Sie waren eine knappe halbe Stunde unterwegs, als der Überfall erfolgte.

Eigentlich war es gar kein Überfall im eigentlichen Sinne. Die Banditen schienen genauso überrascht wie Perez und seine Soldaten zu sein, als sie sich plötzlich gegenüberstanden. Perez konnte sich hinterher nicht einmal mehr erinnern, wer zuerst geschossen hatte - die Bandoleros oder seine Leute. Die Männer tauchten plötzlich vor ihnen auf; zwei Dutzend braungebrannter, zerlumpter Gestalten, bärtig, wild und - verängstigt.

Perez spürte in dem winzigen Augenblick, den sie sich bewegungslos gegenüberstanden, daß die Männer Angst hatten. Er las es in ihren Augen, ihren Gesichtern, der Art, wie sie mit kleinen, hektischen Schritten aus dem Unterholz brachen.

Dann vertrieb ein Krachen der ersten Schüsse seine Überlegungen, und für die nächsten Augenblicke bestand seine ganze Sorge darin, eine Deckung zu finden. Er warf sich mit einer blitzschnellen Bewegung zu Boden und rollte weg. Eine winzige Dreckfontäne spritzte dort in die Höhe, wo er Sekundenbruchteile zuvor noch gelegen hatte. Rechts und links von ihm klatschten Schüsse in den weichen Boden. Eine Kugel fuhr mit häßlichem Sirren wenige Zentimeter über seinem Gesicht in einen Baumstamm, und aus den Augenwinkeln beobachtete er, wie Rodriuez sich plötzlich aufbäumte und zu Boden fiel. Auf seinem Gesicht lag ein halb schmerzlicher, halb überraschter Ausdruck, als könne er nicht begreifen, daß dieses Routineunternehmen auf so abrupte Art enden sollte.

Aus dem Unterholz hinter Perez antwortete jetzt das wütende Bellen einer Maschinenpistole auf das Feuer der

10

Banditen. Drei, vier der geduckt näherkommenden Gestalten wurden vom ersten Feuerstoß zu Boden geworfen, der Rest stob in heller Panik auseinander. Perez löste die Pistole aus dem Halfter und begann mit grimmiger Entschlossenheit, das Feuer der Angreifer zu erwidern. Er schoß ruhig und gezielt, und er traf fast jedesmal.

Die Banditen hatten von vornherein keine Chance gegen die besser ausgebildeten und bewaffneten Soldaten. Hätten sie den Zug aus dem Hinterhalt heraus überfallen, wie es ihre normale Taktik war, wären Perez und seine Leute jetzt wahrscheinlich bereits

tot gewesen. Aber sie hatten den Fehler begangen, sich auf einen offenen Kampf einzulassen.

Der Kampf dauerte nur wenige Minuten. Der Großteil der Bandoleros war bereits beim ersten Ansturm gefallen, und die wenigen Überlebenden fanden in dem spärlichen Unterholz kaum Deckung vor den großkalibrigen Geschossen aus den Waffen der Soldaten. Ihr Feuer wurde immer spärlicher, aber aus irgendeinem Grund verzichteten sie darauf, ihr Heil in der Flucht zu suchen, sondern verteidigten ihre Stellung bis zum Letzten.

Schließlich setzte eine Gewehrgranate ihrem Widerstand ein Ende.

Perez wartete mit eingezogenem Kopf, bis die Druckwelle der Explosion über ihn hinweggerollt war. Ein Regen aus Dreck und Holzsplittern prasselte auf ihn und seine Männer nieder. Er wartete zwei, drei Sekunden, ehe er sich vorsichtig auf die Ellenbogen erhob und aus zusammengekniffenen Augen über die Lichtung starrte. Das Schießen hatte ganz aufgehört, und bis auf das leise Knistern der Flammen und das Stöhnen eines Verwundeten war Ruhe eingekehrt. Am gegenüberliegenden Rand der Lichtung brannten die Reste einer Baumwurzel knisternd und funkensprühend aus. Ein Dutzend regloser Körper lag in seltsam verrenkter Haltung im Moos. Der Kampf schien endgültig vorbei zu sein. In dem dornigen Unterholz dort drüben bewegte sich nichts mehr.

Perez wußte, welches Risiko er einging, aber er stand trotzdem auf. Vorsichtig, die Pistole schußbereit in der Rechten, trat er auf die Lichtung hinaus. Hinter ihm drangen die Überlebenden seines Zuges aus dem Unterholz.

Perez ging ein paar Schritte und blieb erneut stehen. Wenn auch nur einer der Banditen noch am Leben und fähig war, eine Waffe zu halten, bildete er eine vorzügliche Zielscheibe.

Aber es geschah nichts.

Im Gegenteil.

Die Stille schien plötzlich noch tiefer zu werden, das Schweigen dichter, stofflicher, als halte die Natur selbst den Atem an und warte auf irgendein gewaltiges Ereignis. Selbst das Sonnenlicht, das durch die Lücken im Blätterdach hereinfiel und einen grellgelben Klecks aus Helligkeit auf die Lichtung malte, schien plötzlich weniger leuchtend zu sein; gedämpft, als falle es durch einen unsichtbaren Filter, der seinen Glanz milderte.

Perez sah sich nervös um. Er spürte, daß es seinen Männern kaum besser erging als ihm. Auch in ihren Gesichtern war deutlich die Anspannung zu lesen, die Nervosität, die ... Angst?

»Unsinn«, murmelte er halblaut. Es gab nichts, wovor sie Angst zu haben brauchten. Die Bandoleros waren besiegt, und der Dschungel ringsum barg nichts, was einem entschlossenen Trupp bewaffneter Männer zur Gefahr werden konnte.

Perez richtete sich auf und ging mit erzwungen ruhigen Schritten über die Lichtung. Die Hand mit der Waffe pendelte lose an seiner Seite. Er durfte keine Angst zeigen. Die Banditen waren tot; alle. Er stolperte über eine Leiche, schlug mit dem Unterarm eine Liane beiseite und blieb abrupt stehen. Selbst einem hartgesottenen Mann wie ihm bereitete der Anblick Unbehagen. Hinter den immer noch schwelenden Resten des Baumstumpfes, den die Gewehrgranate getroffen hatte, lagen die verkohlten Überreste von zwei, drei Männern. Selbst im Tod hielten sie noch ihre Waffen umklammert, und für

11

einen kurzen, schrecklichen Augenblick stieg in Perez die Vision auf, wie sich die geschwärzten Finger der Toten um die Abzüge ihrer Waffen schlossen und die Leichen aufstanden, um sich an ihren Mördern zu rächen.

Aber das war Unsinn.

Er verscheuchte den Gedanken mit einem ärgerlichen Kopfschütteln und trat beiseite, um die Soldaten vorbeizulassen. »Durchsucht sie«, sagte er mit kratziger Stimme. »Vielleicht haben sie irgend etwas Nützliches bei sich.« Er wußte, wie sinnlos dieses Unternehmen im Grunde war. Die Männer besaßen nichts als das, was sie auf dem Leibe trugen, und selbst das war gestohlen. Und er wußte auch, daß sie hier nur auf einen Teil der Bandoleros gestoßen waren, einen kleinen, abgesprengten Trupp. Vielleicht waren auch sie auf Erkundung gewesen, ähnlich wie er.

Aber dann fiel ihm wieder seine Beobachtung ein. Die Männer hatten Angst gehabt, aber nicht vor ihm und seinen Leuten. Wenn nicht alles, was er jemals über dieses Land und die Menschen darin gelernt haben sollte, falsch war, dann waren diese Männer auf der Flucht gewesen. Auf der Flucht vor irgend etwas, das schlimmer war als der Tod im Feuer der Soldaten.

Perez steckte seine Waffe weg und starrte nachdenklich in das schattendurchwobene Dunkel des Dschungels. Es war schade, daß keiner der Banditen überlebt hatte, aber das war nun einmal nicht zu ändern. In einem Krieg wie diesem - und es war ein Krieg, ganz egal, was die Regierung im fernen Sao Paulo dazu sagte - wurden selten Gefangene gemacht. Es bestand so etwas wie eine stumme Übereinkunft auf beiden Seiten, daß man bis zum bitteren Ende weiterkämpfte.

Perez drehte sich um, ging mit steifen Schritten über die Lichtung zurück und sah nach den Verwundeten seines Zuges. Sie hatten Glück im Unglück gehabt. Einer der Männer war tot-, drei weitere schwer verwundet, aber sie würden es überleben.

Und Rodriuez.

Perez kniete neben dem Verwundeten nieder und besah sich stirnrunzelnd die häßliche Schulterwunde. Der Geheimdienstmann hatte mehr Glück als Verstand gehabt. Die Banditen gossen ihre Kugeln meist selbst, und das Ergebnis davon war, daß die Munition stumpf und schartig ausfiel und in ihrer Wirkung beinahe mit Dum-dum-Geschossen zu vergleichen war. Nicht sonderlich zielsicher, aber wenn sie traf, riß sie fürchterliche Wunden. Aber der Schuß schien die Schulter des Geheimdienstmannes glatt durchschlagen zu haben, ohne den Knochen zu verletzen. Perez grinste aufmunternd, als Rodriuez ihn aus verschleierte Augen ansah. Schweiß perlte von seiner Stirn.

»Schmerzen?«

Rodriuez nickte. »Es - es geht«, sagte er schwach. Er versuchte zu lächeln. Es mißlang. »Hat mich ganz schön erwischt, fürchte ich«, sagte er mühsam.

Perez nickte. »Wären wir im Krieg, würde ich sagen, ein Heimatschuß«, meinte er trocken. »Aber auch so dürfte es für drei Monate bezahlten Urlaub reichen.« Er zog ein frisches Taschentuch aus seinem Hemd, legte es auf die Wunde und preßte Rodriuez' Hand darauf. »Fest drücken«, sagte er leise. »Auch wenn es weh tut. Wenn Sie sich hier draußen eine Infektion holen, sind Sie schneller tot, als Sie sich vorstellen können. Können Sie aufstehen?«

Rodriuez versuchte es. Mit Perez' Hilfe richtete er sich mühsam auf und blieb schwankend stehen. Sein Gesicht war grau vor Schmerzen, aber er verzog keine Miene.

»Wenn das ein reines Erkundungsunternehmen war«, sagte er nach einer Weile, »dann möchte ich nicht dabeisein, wenn Sie ernsthaft in den Kampf ziehen.«

Perez grinste flüchtig.

»Ihren Humor haben Sie ja wenigstens behalten«, sagte er.

Rodriuez lehnte sich gegen einen Baum, schloß die Augen und stöhnte. »Haben Sie . . . einen Arzt im Lager?«

»Einen Sanitäter. Aber er ist gut. Er wird Sie schon wieder zusammenflicken . . .«

Ein aufgeregtes Rufen vom anderen Ende der Lichtung unterbrach Perez.

»Hauptmann! Hier lebt noch einer!«

12

Perez fuhr herum. Einer seiner Soldaten kniete neben einer verkrümmten Gestalt auf dem Boden und fuchtelte aufgeregt mit den Armen. »Schnell!«

Perez war mit einem halben Dutzend großer Schritte bei ihm. Der Mann lebte wirklich noch, aber er war tödlich verwundet. Es war beinahe ein Wunder, daß er noch bei Bewußtsein war. Perez warf einen flüchtigen Blick auf die häßliche Wunde an seiner Brust, aber er erkannte sofort, daß hier jede Hilfe zu spät kam.

»Kannst du mich verstehen?« fragte er leise. Er versuchte, seiner Stimme einen sanften Klang zu geben, und er schien mit dem kleinen Trick Erfolg zu haben. Die Augen des Mannes flackerten unstill. Er versuchte etwas zu sagen, aber aus seinem Mund kam nur ein dünner, hellroter Blutfaden und ein unartikulierte Stöhnen.

»Wovor seid ihr geflohen?« fragte Perez. »Ihr seid vor irgend jemandem davongelaufen, nicht wahr?«

Der Sterbende nickte. Die Bewegung war kaum zu erkennen. Für einen kurzen, vergänglichsten Moment stieg so etwas wie Mitleid in Perez auf. Der Bandit war noch ein halbes Kind. Unter all dem Dreck und Blut in seinem Gesicht war der erste, zarte Flaum eines Bartwuchses zu erkennen. Zwanzig, schätzte Perez. Höchstens.

»Wovor?« drängte er. »Wovor seid ihr geflohen?«

Jemand kniete neben Perez auf den Boden nieder. Er hob flüchtig den Kopf.

Rodriuez. Trotz seiner Verletzung und der irrsinnigen Schmerzen, die er auszuhalten hatte, war er ihm gefolgt.

»Hör mir zu, Amigo«, fuhr Perez leise fort. »Du weißt, daß es aus ist. Sag mir, wovor ihr davongelaufen seid, und ich verspreche dir und deinen Kameraden ein christliches Begräbnis. Mehr können wir nicht mehr tun.«

Rodriuez wollte etwas sagen, aber Perez brachte ihn mit einer energischen Handbewegung zum Verstummen.

Der Mann stöhnte erneut. Über sein Gesicht lief der Schatten eines ungeheuren Schmerzes, und in seine Augen trat ein beinahe flehender Ausdruck. »Ihr müßt... weg«, stöhnte er. Seine Stimme war so leise, daß Perez Mühe hatte, die Worte überhaupt zu verstehen.

»Flieht. . . bringt euch in ... Sicherheit.«

»Warum?« drängte Perez. »Wovor seid ihr geflohen? Rede!«

»Flieht«, wiederholte der Mann. Er hustete, spuckte Blut und bewegte stöhnend die Lippen. »Warnt. . . warnt die anderen . . .«

»Warnen? Wovor?«

Wieder dauerte es Sekunden, bis der Mann die Kraft fand, zu antworten.

»Arachno ...«, stöhnte er.

Rodriuez runzelte die Stirn und warf Perez einen fragenden Blick zu. Aber der Hauptmann konnte mit dem hingeworfenen Wort genausowenig anfangen wie die anderen.

»Was meinst du damit?« fragte er sanft. »Wer oder was ist Arachno? Und wovor sollen wir die anderen warnen?«

»Tot«, wimmerte der Sterbende. »Alle... tot... Arachno . . . ihr - ihr müßt weg ... schnell...« Seine Stimme wurde leiser, und die Worte gingen in ein unverständliches, sinnloses Gestammel über.

Perez spürte, daß es sinnlos war, den Mann weiter zu quälen. Er hatte höchstens noch ein paar Minuten zu leben, und sie würden sowieso nichts mehr von ihm erfahren.

Er stand auf. »Kommen Sie, Rodriuez«, sagte er leise. »Lassen Sie ihn in Frieden

sterben.«

Der Geheimdienstmann schüttelte trotzig den Kopf und beugte sich über den Verletzten. Irgend etwas schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln, daß er selbst die Schmerzen in seiner Schulter vergaß.

»Kommen Sie schon«, drängte Perez. »Er war ein Verbrecher, aber er hat ein Recht auf einen anständigen Tod.«

Rodriuez machte eine abwehrende Bewegung. »Sein Arm«, sagte er. »Sehen Sie sich seinen linken Arm an.«

Perez trat neugierig näher und beugte sich ein zweites Mal über den Sterbenden. Er sah sofort, was Rodriuez meinte.

13

Der linke Arm des Mannes war über und über mit Narben bedeckt. Verkrustetes Blut bildete einen spröden, rissigen Panzer über kaum verheilten Wunden, die Finger der Hand waren verknotet und verkrümmt wie bei einem Gichtkranken.

»Haben Sie so etwas schon einmal gesehen?« fragte Rodriuez.

Perez antwortete nicht. Die Wunden sahen sonderbar aus - fast, als hätten Hunderte von winzigen Messern gleichzeitig auf den Arm eingestochen. Keine war tief genug, um wirklich gefährlich zu sein. Aber es waren hunderte.

Perez versuchte sich zu erinnern, wo er solche Verletzungen schon einmal gesehen hatte. Er kannte keine Waffe und auch kein Tier, das imstande gewesen wäre, diese Art von Wunden zu verursachen. Und doch erinnerte ihn der Anblick an irgend etwas.

Rodriuez sah auf. »Nun?«

Perez zuckte hilflos mit den Achseln. »Ich weiß nicht«, antwortete er zögernd. »Irgendwie . . .«

»Ja?« Der Ausdruck in Rodriuez Gesicht wurde lauernd.

Perez druckste herum. »Ich bin mir nicht sicher ... aber ... der Indio, von dem ich erzählt habe ...«

»Der, den Ihre Leute aufgegriffen haben?«

Perez nickte. »Ja. Er hatte Narben an den Unterschenkeln. Seltsame Narben. Aber ich habe mir nichts dabei gedacht . . .«

»Narben wie diese?« beharrte Rodriuez.

Perez zuckte erneut mit den Achseln. »Möglich. Ich habe nicht so genau hingesehen. Aber . . .« Er brach ab, schüttelte hilflos den Kopf und trat einen Schritt zurück.

Rodriuez richtete sich ebenfalls auf. Sein Gesicht glänzte vor Schweiß, aber Perez hatte das unbestimmte Gefühl, daß daran weniger die Schmerzen in seiner Schulter als etwas anderes schuld war.

»Wir müssen zurück«, sagte er entschlossen. »Ihre Schulter muß behandelt werden. Und drei von meinen Leuten sind ebenfalls verletzt.«

Rodriuez nickte stumm. In seinem Gesicht stand ein nachdenklicher, abwesender Ausdruck. Perez spürte den Wunsch, den Geheimdienstmann nach dem Grund seiner Neugier zu fragen. Er wußte plötzlich, daß Rodriuez nicht wegen einer verschollenen Expedition hier war. Der Mato Grosso hatte schon viele Menschen verschlungen, und ein paar mehr oder weniger scherte die Regierung in Sao Paulo einen Dreck.

Nein - Rodriuez war aus einem anderen Grund hier. Aber ein Blick in die Augen des Geheimdienstmannes sagte Perez, daß es sinnlos wäre, ihn zu fragen.

Jedenfalls jetzt noch nicht.

\*\*\*

»Wir sollten fortgehen«, sagte Jusita. Sie hatte aufgehört, in der Schüssel mit Mehlbrei zu rühren, die zwischen ihren gekreuzten Beinen auf dem Boden stand, und sah Carlos ernst an. »Jetzt. Am besten sofort.«

Carlos lächelte beruhigend. Jedenfalls hoffte er, daß die Grimasse, die er schnitt, diese

Wirkung hatte. »Ich werde morgen in der Stadt fragen, ob wir ein paar Tage bei irgend jemandem wohnen können«, sagte er nach einer Weile.

Jusita antwortete nicht. Aber ihre Blicke sprachen Bände. Carlos hatte ihr von seiner Begegnung mit dem Alten erzählt, nachdem er nach Hause gekommen war. Irgendwie fühlte er sich erleichtert, daß er endlich den Mut dazu aufgebracht hatte. Es war, als hätte er tagelang ein schreckliches Geheimnis mit sich herumgeschleppt.

»Carlos, ich habe Angst«, sagte Jusita.

»Angst?«

Sie nickte. Ihre Hände umklammerten die Schüssel wie schutzsuchend. »Laß uns gehen. Jetzt gleich.«

Carlos schüttelte den Kopf. »Nicht sofort. Morgen. Der Alte ist verrückt. Aber ich glaube nicht, daß er wirklich gefährlich ist.« Er zögerte, scharrte unruhig mit den Stiefelspitzen auf dem Lehm Boden und fuhr fort: »Wenn sie mir wirklich etwas tun wollten, hätten sie vorhin die Gelegenheit dazu gehabt. Sie wollten mich einschüchtern, das ist alles.

14

Aber wenn es dich beruhigt, gehen wir morgen früh alle zusammen. Wir werden schon irgendwo unterkommen.«

»Aber . . .«

»Still jetzt!« Carlos' Unruhe schlug unversehens in Zorn um. »Mach das Essen fertig. Ich bin hungrig.«

Sie zuckte zusammen. Einen Moment lang sah es so aus, als wolle sie widersprechen, aber dann senkte sie gehorsam den Kopf und fuhr fort, in der Schüssel zu rühren. Ihre Schultern zuckten.

Carlos starrte seine Frau eine Zeitlang stumm an. Sein Zorn verrauchte so schnell, wie er gekommen war, aber er war zu stolz, um sich zu entschuldigen.

Und außerdem hatte er Angst.

Er war jetzt seit etwas mehr als zwei Stunden zu Hause. Aber das seltsame, nicht zu erklärende Gefühl der Bedrohung, des Fremden, das er schon draußen im Wald verspürt hatte, war seitdem nicht gewichen. Eine Zeitlang hatte er versucht, es wegzuleugnen, mit Gewalt an etwas anderes zu denken, aber dadurch war es eher noch schlimmer geworden.

Er stand mit einem Ruck auf, trat an das einzige Fenster der Lehmhütte und sah aufmerksam hinaus.

Es wurde Abend. In einer knappen halben Stunde würde es dunkel sein.

Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Carlos Angst vor der Dunkelheit. Er war hier in den Wäldern aufgewachsen. Der Mato Grosso, die grüne Hölle, wie er oft von Fremden genannt wurde, war für ihn nicht fremder und bedrohlicher als für einen Stadtmenschen die Straßen seines Heimatviertels. Er wußte, daß es dort draußen nichts gab, was einem Menschen wirklich feindlich gesinnt war, daß die Tiere und Pflanzen des Dschungels für jemanden, der in diese Gegend hineingewachsen war, nicht gefährlicher sein konnten als der Verkehr der Rushhour für einen Großstädter, und bisher hatte er die Dunkelheit immer als Freund angesehen, als stillen Verbündeten, der die Schrecken und Fährnisse des Tages lindern half.

Und heute hatte er plötzlich Angst vor der grauen Dämmerung, die als schmaler Streifen am Horizont emporkroch. Mit dem Instinkt des Naturmenschen spürte er, daß sich dort draußen irgend etwas verbarg, daß hinter den massiger werdenden Schatten der Bäume etwas Feindliches, Böses und Tödliches lauerte.

Er drehte sich um, klaubte seinen Hut vom Tisch und griff nach der Machete, die an einem Haken neben der Tür hing.

»Wo willst du hin?« fragte Jusita.

Carlos hob die Schultern. »Ein paar Schritte weit. Ich will nur nach den Ziegen sehen.«  
»Geh nicht hinaus.«

Er blieb stehen, drehte sich um und lächelte aufmunternd. Er sah die Angst, die in Jusitas Augen flackerte, und in seinem Magen breitete sich ein seltsames Gefühl aus. Auch ihm war bei der Vorstellung, noch einmal die schützenden Mauern des Hauses verlassen zu sollen, nicht wohl. Aber er mußte hinaus. Er mußte wissen, was dort draußen war. Die Vorstellung, die ganze Nacht hier eingesperrt zu sein und darauf zu warten, daß irgend etwas geschah, war unerträglich.

»Ich werde aufpassen«, sagte er mit gespielter Zuversicht. Bevor Jusita noch ein weiteres Wort sagen konnte, hatte er sich herumgedreht und war aus der Hütte getreten.

Wie überall in den Tropen kam die Dunkelheit hier sehr schnell. Ein warmer, böiger Wind strich über die Lichtung, raschelte mit Gras und trockenen Büschen und mischte sich in das leise Wispern des Dschungels.

Carlos ging ein paar Schritte, blieb stehen und schloß die Augen. Er kannte die Stimme des Mato Grosso genau; das Rauschen des Windes in den Baumkronen, die Millionen winziger Geräusche, die einzeln nicht zu erkennen waren und in ihrer Gesamtheit die unverkennbare Geräuschkulisse dieses Landes ausmachten.

Manchmal, wenn er nach einem langen Tag müde von der Arbeit nach Hause kam, saß er noch hier am Flußufer und lauschte mit geschlossenen

15

Augen auf die Geschichten, die ihm die Wildnis erzählte.

Aber irgend etwas war heute anders.

Es dauerte eine Weile, bis er herausfand, worin der Unterschied bestand.

Er hörte keine Tiere.

Wind raschelte im Gras und den Bäumen, das leise Plätschern des Flusses drang an sein Ohr, Zweige knackten.

Aber es gab keine Tierlaute.

Das Gezeter der Vögel fehlte. Das Trappeln und Knacken der kleinen Nachtjäger und ihre Opfer war verstummt, und selbst die Affenkolonie, die am anderen Flußufer hauste, war in Schweigen versunken. Es war, als hätte sich ein gigantisches Leichentuch über diesen Teil des Dschungels gelegt.

Als er die Augen öffnete, sah er die Gestalt.

Er war nicht einmal erschrocken. Im Gegenteil - er wäre eher verwundert gewesen, wenn der Alte nicht aufgetaucht wäre.

»Ich habe dich erwartet«, sagte er leise. Seine Stimme klang ängstlich, aber entschlossen. Der schwere Holzgriff der Machete in seinen Händen gab ihm Sicherheit, und die Sorge um seine Frau und sein Kind in der Hütte hinter ihm gab ihm zusätzlich Kraft.

Der Mediziner schwieg. Seine kleinen, stechenden Augen ruhten auf Carlos.

»Wenn du gekommen bist, um mich zu töten, dann versuch es«, sagte Carlos, als er das Schweigen nicht mehr ertrug.

»Du bist ein mutiger Mann«, entgegnete der Alte. Er trat einen Schritt näher. In seine Augen trat ein harter, entschlossener Ausdruck.

»Aber um so größer wird die Warnung sein, wenn die anderen von deinem Schicksal erfahren«, fuhr er fort.

Carlos Hände begannen zu zittern. Der Alte stand auf Armeslänge vor ihm, ein gebeugter, zerbrechlicher Mann, der nur noch von seinem Willen und dem fanatischen Feuer in seinen Augen aufrecht gehalten wurde. Ein schneller Schlag, und alles ist vorbei, dachte Carlos. Aber er wußte, daß er es nicht tun konnte. Er war bereit, um sein Leben und seine Freiheit zu kämpfen, aber er würde nicht morden.

Hinter ihm strichen leise Schritte durch das Gras. Er atmete tief ein, packte die Machete fester und spannte die Muskeln an, um blitzschnell herumzuwirbeln und zuzuschlagen.

Aber er kam nicht mehr dazu.

Der Alte hob die Hand.

Hinter Carlos Rücken wurde ein zischendes, seltsames Geräusch laut, und dann klatschte etwas Warmes, Weiches mit solch fürchterlicher Wucht in seinen Nacken, daß er unwillkürlich vorwärtstaumelte und die Machete fallen ließ.

Er schrie. Eine stählerne Klammer schien sich plötzlich um seinen Nacken zu legen, tastete pressend und drückend nach seinem Hals und seinen Schläfen. Er fiel auf die Hände und Knie nieder, schrie verzweifelt auf und schlug in blinder Angst hinter sich. Seine Hände trafen auf Widerstand, spürten Fell und dünne, kräftige Arme, die sich wie eine Riesenfaust um seinen Schädel gelegt hatten und erbarmungslos zudrückten. Schmerzen tobten durch seinen Kopf. Irgend etwas fuhr scharf und reißend an seiner Wange entlang, und vor seinen Augen erschien ein haariges, tastendes Bein.

Dann versank die Welt in einem wirbelnden Chaos aus Schmerzen, Blut und Dunkelheit.

\*\*\*

Das Erwachen war qualvoll. Er schlug die Augen auf, tastete einen Moment lang ziellos mit kraftlosen, zitternden Fingern über sein Gesicht und stöhnte. Die dünne Decke schien wie ein Zentnergewicht auf seiner Brust zu lasten. Seine Lippen waren trocken und rissig; kleine, weiße Schmerzpfeile schossen durch seine Fingerspitzen, und er mußte sich zwingen, die stickige, nach Moder und Fäulnis riechende Luft einzuatmen.

Irgendwann, das wußte er, würde er einfach nicht mehr aufwachen. Aber er hatte keine Angst vor diesem Tag, im Gegenteil. Manchmal sehnte er sich danach, endlich zu sterben. Der Tod bringt

16

für einen Menschen, der in der Hölle lebt, keine Schrecken mehr.

Er richtete sich mühsam auf und betrachtete abwesend seine Hände. Sie waren unförmig und geschwollen; verknotet, verkrümmt und gichtig wie die Hände eines uralten Mannes.

Alt? Er hätte laut aufgelacht, wenn er die Kraft dazu noch besessen hätte.

Er war siebenundzwanzig.

Oder war es gewesen, als er seinen Fuß das erste Mal in dieses verfluchte Land gesetzt hatte. Vielleicht war er jetzt achtundzwanzig, vielleicht auch älter. Sein Zeitgefühl war erloschen, seit sie ihn in dieses dreckige, stinkende Loch geworfen hatten. Zu Anfang hatte er noch versucht, eine Art Kalender zu führen, aber seine Bewacher hatten das sehr schnell gemerkt und ihm alles weggenommen, womit er Kratzer in die Wände ritzen oder sich irgendwelche Zeichen machen konnte. Später hatte er versucht, sich einfach nach den Essenszeiten zu richten und die Tage zu zählen, aber auch das hatten sie schnell herausbekommen. Sie hatten begonnen, seinen Tagesrhythmus durcheinanderzubringen; Frühstück am Abend, manchmal zwei, drei Tage lang kein Essen und kein Wasser. Dann wieder mehrere Mahlzeiten innerhalb weniger Stunden.

Desorientierung, hatte er einmal gelesen, war die schlimmste Art der Folter. Mit jeder Art von körperlichem Schmerz konnte ein Mensch fertig werden, aber wenn man seine Beziehung zur Umwelt zerstörte, wenn man ihn vollkommen isolierte und ihn wochen- und monatelang nur mit sich und seinen Gedanken einsperrte, zerbrach er irgendwann.

Er stand auf, reckte sich, so gut dies ohne übermäßige Schmerzen möglich war, und

begann seinen morgendlichen Rundgang durch die Zelle. Vier Schritte geradeaus, vier Schritte nach rechts, vier Schritte zurück, wieder vier Schritte nach rechts. Wie ein gefangenes Tier, das im Kreis rennt; ziellos, sinnlos, endlos.

Er hatte Hunger. Aber er wußte, daß es sinnlos war, zu rufen. Niemand würde ihn hören. Irgendwann, wenn es ihnen paßte, würden sie ihm etwas zu Essen bringen. Oder sie würden ihn wieder holen, ihn durch endlose, feuchte Stollen schleppen, ihm wieder dieselben Fragen stellen, dieselbe Forderung. Und er würde wieder >Nein< sagen.

Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse, die er für ein Lächeln hielt. Das war das Einzige, was sie ihm nicht hatten nehmen können. Sein >Nein<. Seinen Stolz.

Dabei wäre alles so einfach, wisperte eine Stimme in seinem Kopf. Du könntest der Hölle entkommen, könntest den Himmel, das Tageslicht wiedersehen. Du brauchst nur >Ja< zu sagen. Nur >Ja<.

Aber er würde es nicht tun. Das war das einzige, was ihm geblieben war. Wenn sie es fertigbrachten, ihm auch noch dieses bißchen freien Willen zu nehmen, würde er aufhören, ein Mensch zu sein.

Vor der Tür wurden jetzt Schritte laut; das Geräusch von harten, schwieligen Sohlen auf nacktem Fels. Dann das Scharren des Riegels.

Die Tür wurde geöffnet. Er blinzelte, als das flackernde Licht einer Fackel in das ewige Dunkel seines Gefängnisses fiel. Seine Augen waren an Schwärze gewöhnt, und er hatte schon fast vergessen, wie schmerzhaft hell eine Flamme sein konnte.

»Komm mit!«

Er reagierte sofort, schlurfte mit gesenktem Kopf aus der Zelle und nahm zwischen den beiden halbnackten Indios Aufstellung.

Sie gingen durch einen langen, niedrigen Tunnel, in dessen Wänden Kristalleinschlüsse und glitzernde Erzadern ein sinnverwirrendes Muster bildeten. Seine Augen tasteten gierig über den Boden, wanderten manchmal, wenn er glaubte, daß seine Bewacher es nicht merkten, an den Wänden empor und streiften die breitschultrigen Gestalten der Indios.

Auch das war etwas, das sie nicht begriffen. Sie dachten, ihn mit diesen ewig wiederkehrenden Tortouren zu zermürben. Aber sie würden nie begreifen, daß es gerade das war, was ihn am Leben

17

erhielt. Daß er sich trotz der Qualen, die ihm bevorstanden, auf diese Ausflüge freute. Hätten sie ihn einfach in der Zelle gelassen, wäre er längst zerbrochen.

Nach hundertsevenundneunzig Schritten - er hatte sie genau gezählt, schon vor Monaten, und er genoß jeden einzelnen von ihnen - erreichten sie die Halle.

Es war die gleiche Szene wie immer. Die Höhle mußte irgendwann vor Jahrmillionen auf natürliche Weise entstanden sein, aber unzählige Generationen von Indios hatten die Wände geglättet und begradigt, hatten Reliefs und Bilder eingefügt. Altäre und kunstvoll geschnitzte Möbelstücke zusammengetragen, bis der gigantische Steindom einem bizarren, surrealistischen Tempel glich. Im Hintergrund, eingerahmt von zwei glitzernden Steinsäulen, die wie stumme Wächter an ihrem Platz standen, war der

18

Thron, ein zyklonischer Basaltbrocken; der eher für einen Riesen als für einen Menschen gedacht zu sein schien.

»Nun, William?« Arachnos Stimme klang hohl und drohend in der Weite der Höhle. »Hast du dich entschieden?«

Er hob mühsam den Kopf. Er wollte antworten, irgend etwas sagen, aber seine Kehle war wie zugeschnürt, und alles, was er hervorbrachte, war ein unartikulierte Krächzen.

Arachno hob die Hand. Jemand gab William einen Stoß in den Rücken, er torkelte vorwärts und fiel vor dem Steinthron auf die Knie.

Arachno seufzte. »Ich habe wirklich eine Menge Geduld mit dir gehabt, William«, sagte er leise. »Aber auch meine Geduld hat Grenzen.« Er bewegte sich. Sein schwarzer Umhang raschelte, und irgendwo in dem Dunkel unter der spitzen Kapuze war die Andeutung von Bewegung. »Du machst es mir wirklich schwer. Mir und dir, William.« Er beugte sich vor. Eine verkrümmte, klauenartige Hand erschien vor Williams Augen. »Ein Wort genügt, und du bist erlöst«, sagte er eindringlich. »Du kannst alles haben, was du dir wünschst. Essen. Wein. Frauen, Geld. Alles.« Er machte eine winzige Pause. »Und Macht, William. Macht. Was ist die erbärmliche Zelle, die du jetzt hast, dagegen.«

William hob mühsam den Kopf. »Freiheit«, sagte er krächzend. Es fiel ihm immer noch schwer, Arachno ins Gesicht zu sehen. Diese verzerrte, ledrige Karikatur eines menschlichen Gesichts verursachte ihm Ekel.

»Freiheit!« Arachno lachte hell auf. »Freiheit, William? Was ist das? Hunger, Schmerzen und Angst - wenn du das unter Freiheit verstehst, dann verzichte ich gerne darauf.«

»Ich.. . ich will nicht so werden wie du«, krächzte William.

Der Unheimliche lachte erneut, aber diesmal klang das Geräusch nicht mehr ehrlich. Die Worte schienen ihn getroffen zu haben.

Auch die Ärmsten haben Pfeile, dachte William. Und auch sie treffen manchmal.

»Du willst nicht so werden wie ich«, wiederholte Arachno nachdenklich. Plötzlich wurde seine Stimme hart.

»Sieh dich doch an!« schrie er. »Sieh dir deine Hände an! Deine Beine! Deinen Körper. Oder dein Gesicht. Willst du einen Spiegel? Willst du dein Gesicht in einem Spiegel sehen, William? Du bist genauso ein Scheusal wie ich, wenn du das meinst. Nur, daß ich ein mächtiges Scheusal bin.«

Er beruhigte sich schnell wieder, wie er wütend geworden war. »William«, sagte er eindringlich. »Wir waren einmal Freunde. Wir haben geschworen, alles zu teilen, uns immer beizustehen. Und ich stehe heute noch dazu. Ich bin bereit, meine Macht mit dir zu teilen, dir die Hälfte von allem zu geben. Gemeinsam sind wir unschlagbar.«

»Ja«, nickte William. »Und allein bist du ein Nichts. Genau wie ich.«

Arachno atmete hörbar ein. Seine Krallenhand ballte sich zur Faust, aber er schlug nicht zu.

»Wie du willst«, sagte er schließlich. »Aber sag nicht, daß ich dir keine faire Chance geboten hätte.« Er richtete sich auf und gab einem der hinter William stehenden Indios einen Wink. »Bring das Mädchen.«

Der Eingeborene entfernte sich stumm. Wenige Augenblicke später kam er zurück. In seiner Begleitung befand sich ein etwa zehnjähriges Indianermädchen, ein kleines, mageres Ding mit wippenden schwarzen Zöpfen und verängstigten Augen.

Arachno grinste böse. »Ein hübsches Ding, nicht, William? Du magst doch Kinder, wenn ich mich recht erinnere.«

William schluckte. Eine leise, schreckliche Ahnung stieg in ihm auf, aber die Vorstellung war so furchterregend, daß er sie sofort verdrängte.

»Was jetzt geschieht, liegt ganz allein in deiner Verantwortung«, fuhr Arachno fort. Er sah den Indio, der das Mädchen gebracht hatte, an. Der Mann nickte, trat einen Schritt zurück und zog seine Machete aus dem Gürtel.

»Also?«

19

»Das . . . das wirst du nicht wagen!« stöhnte William.

Arachno lächelte kalt. »Meinst du? Du kannst sie retten. Ein einziges Wort von dir

genügt, und ich lasse sie frei. Wenn nicht. . .« Er ließ den Satz unvollendet, aber die unüberhörbare Drohung in seiner Stimme war schlimmer als alle Worte.

William stöhnte. »Bestie«, sagte er leise. »Verdammte, unmenschliche Bestie.«

»Ich gebe dir noch zehn Sekunden Bedenkzeit, William. Du warst in den vergangenen Monaten tapfer. Tapferer als alle Männer, die ich kenne. Nicht einmal ich hätte die Torturen ausgehalten, die du auf dich genommen hast. Ich bewundere dich beinahe für diesen Mut. Aber überlege dir, ob du mit dieser Schuld weiterleben kannst. Das Leben des Mädchens liegt in deiner Hand.«

Williams Gedanken überschlugen sich. Es hatte lange gedauert, aber schließlich hatte dieses Ungeheuer doch seinen einzigen verwundbaren Punkt getroffen. Sein Blick hing wie gebannt auf der messerscharfen Schneide der Machete. Er wußte, daß der Indio keine Sekunde zögern würde, den Befehl seines Herrn auszuführen. Die Eingeborenen waren Arachno vollkommen ergeben. Sie würden lachend in den Tod laufen, wenn er, der Sohn der Götter, für den sie ihn hielten, es von ihnen verlangte. Mit müden, kraftlosen Bewegungen richtete er sich auf.

»Du hast gewonnen«, sagte er leise.

Aber hinter seiner Stirn begann ein verzweifelter Plan Gestalt anzunehmen.

\*\*\*

Mitternacht war längst vorüber, als Perez endlich das Lager erreichte. Er hatte die Verwundeten - zusammen mit dem Großteil der Soldaten - zurückgeschickt und war mit drei Männern im Dschungel geblieben, um sein Versprechen einzulösen und die getöteten Banditen zu begraben.

Sie waren zum Umfallen müde, als sie sich die letzten Meter den Hang hinaufquälten. Das Lager war eine helle Insel warmen, freundlichen Lichts in der Dunkelheit der Neumondnacht. Aus den meisten Zelten schimmerte der helle, weiße Schein der Gaslampen. Auf der anderen Seite des Hügels war der Himmel vom flackernden Schein eines Lagerfeuers gerötet.

Perez nickte dem Wachtposten, der ihnen entgegenkam, grüßend zu und schickte seine drei Begleiter mit einer knappen Geste fort. »Ihr könnt morgen liegenbleiben und euch ausruhen«, sagte er. »Die anderen auch.«

Die Männer nickten stumm und wankten zu ihren Zelten. Keiner besaß noch die Kraft, sich zu bedanken oder irgend etwas zu sagen, aber das erwartete Perez auch nicht. Er selbst fühlte die Müdigkeit wie eine große warme Welle über sich zusammenschlagen, und der Anblick seines Zeltens, das im Zentrum des Lagers stand und als einziges dunkel war, wirkte unglaublich verlockend.

Aber noch konnte er nicht ausruhen. Er blieb stehen, blinzelte und atmete tief ein. Der kühle, böige Wind hier oben auf der ungeschützten Hügelkuppe vertrieb die Müdigkeit für einen Moment, und seine Gedanken begannen wieder in einigermaßen geordneten Bahnen zu verlaufen.

Mit steifen, ungelassenen Schritten ging er zu Rodriuez Zelt hinüber.

Der Geheimdienstmann war nicht da.

Perez blieb einen Moment lang unter dem offenen Eingang stehen und überlegte. Die kleine Gaslampe auf dem Tisch brannte und verbreitete weißes Licht. Auf dem Tisch stand eine Tasse mit kaltgewordenem Kaffee, und im Aschenbecher glühten noch die Reste einer aufgerauchten Zigarette. Offensichtlich hatte Rodriuez sein Zelt nur für einen Augenblick verlassen, vielleicht um auszutreten oder frische Luft zu schnappen. Er konnte genausogut hier auf ihn warten.

Perez seufzte, trat zum Bett und ließ sich darauf nieder. Rodriuez mußte schon seit Stunden zurück sein, und eigentlich hatte er erwartet, den Geheimdienstmann schlafend vorzufinden. Aber das sah ihm ähnlich, überlegte

Perez. Trotz seiner Verletzung war er aufgeblieben und hatte auf ihn gewartet. Immer den starken Mann spielen.

Perez lächelte dünn und sah sich gelangweilt im Inneren des Zelttes um. Der Mato Grosso würde Rodriuez zeigen, wo seine Grenzen waren.

Sein Blick fiel auf den schmalen Aktenkoffer, den Rodriuez als einziges Gepäckstück bei sich gehabt hatte. Er überlegte eine Sekunde lang, dann stand er entschlossen auf und griff nach dem Gepäckstück. Die komplizierten Zahlenschlösser zeigten Perez deutlich, daß es sich nicht um einen gewöhnlichen Koffer handelte.

Aber sie waren offen. Rodriuez mußte vergessen haben, den Koffer wieder abzuschließen. Aber vielleicht hatte er auch nur nicht damit gerechnet, daß jemand hier hereinschleichen und sein Gepäck durchsuchen würde.

Perez warf einen blitzschnellen Blick zum Eingang, ehe er seine Angst überwand und den Koffer aufklappte. Rodriuez hatte eindeutig Geheimnisse vor ihm, und es war nur sein gutes Recht, alles in seiner Macht stehende zu unternehmen, um dahinter zu kommen.

Der Koffer war leer bis auf einen schmalen, durchsichtigen Plastikhefter, der mit etwa einhundert engbeschriebenen Seiten gefüllt war. Perez warf einen kurzen Blick auf die Papiere und legte sie enttäuscht zurück. Der Text war in Englisch verfaßt, und diese Sprache beherrschte er nicht. Aber etwas anderes erregte seine Aufmerksamkeit. Unter dem Hefter lag eine Anzahl großformatiger Schwarzweißfotos. Im ersten Augenblick konnte er mit dem scheinbar sinnlosen Durcheinander aus schwarzen, weißen und grauen Flächen nicht viel anfangen, bis ihm klar wurde, daß er Satellitenaufnahmen der Erde vor sich hatte. Neugieriger geworden, nahm er die Bilder heraus und trat damit dicht an die Lampe heran. Das erste Foto sagte ihm nicht viel, außer, daß er vage die Umrisse Südamerikas unter den treibenden Wolkenmassen zu erkennen glaubte. Dann folgten Detailaufnahmen: Brasilien, der Mato Grosso, schließlich eine Vergrößerung des Mato-Grosso-Hochplateaus, an dessen Grenze sie sich jetzt aufhielten. Perez nahm das letzte Bild aus dem Stapel und betrachtete es genauer. In der Mitte der kompakten grünen Masse aus Baumwipfeln und Sumpf war eine winzige, graue Fläche von annähernd ovaler Form. Jemand hatte mit rotem Filzstift einen Kreis ins Zentrum dieser Fläche gemalt, und als er die Augen zusammenkniff und das Foto genauer betrachtete, glaubte Perez, im Zentrum des Kreises einen winzigen schwarzen Punkt zu erkennen.

Das Ganze war mehr als nur rätselhaft. Ohne daß Perez sich das Gefühl erklären konnte, wirkte das Bild beunruhigend auf ihn. Dieses graue Oval gehörte nicht auf dieses Bild, und erst recht nicht in den Mato Grosso. Und wenn er das Verhältnis der Vergrößerung richtig schätzte, mußte es einen Durchmesser von mindestens zehn Meilen haben.

»Interessant, nicht?«

Perez zuckte zusammen und fuhr herum.

Rodriuez stand unter dem Eingang. Seine dunklen Augen blickten zornig. Und die Waffe, die er in der linken Hand trug, sprach ihre eigene Sprache.

»Sie .. Sie sind schon zurück?« fragte Perez lahm.

Rodriuez grinste humorlos und trat einen Schritt näher. Die Mündung der Pistole blieb dabei genau auf Perez Stirn gerichtet. »Wie Sie sehen«, sagte er. »Sie spionieren mir nach?«

Perez schüttelte den Kopf. »Nein. So ... so würde ich es nicht nennen.«

»Wie dann?« schnappte Rodriuez. »Sie sind sich darüber im klaren, daß ich Sie jetzt erschießen könnte?«

21

Perez nickte ungerührt. Allmählich fand er seine Sicherheit wieder. »Natürlich. Aber

eine Minute später würden Sie am nächsten Baum hängen. Außerdem«, fügte er trotzig hinzu, »war der Koffer unverschlossen.«

»Das gibt Ihnen noch lange nicht das Recht, in Geheimdokumenten herumzuschnüffeln.« Er steckte die Pistole weg, war mit einem schnellen Schritt bei Perez und riß ihm unsanft die Bilder aus der Hand. »Ich hoffe, Sie haben wenigstens *alles*, gesehen.«

Perez schüttelte den Kopf. »Ich beherrsche kein Englisch, wenn es Sie beruhigt. Aber ich glaube, Sie sind mir eine Erklärung schuldig.«

»So?«

Perez nickte ungerührt. »Sie sind nicht wegen einer verschollenen Expedition hier«, stellte er fest. »Ich dachte es mir bereits, aber diese Fotos sind der Beweis.«

Rodriuez verstaute die Bilder wieder in seinem Koffer und funkelte ihn wütend an. »Ich glaube, ich habe Sie unterschätzt, Hauptmann«, sagte er dumpf. »Ein Fehler, wie ich zugeben muß:«

Perez nickte. »Das stimmt. Aber ich warte trotzdem auf eine Erklärung.«

»Und wenn ich Sie Ihnen nicht gebe?«

»Dann schicke ich Sie morgen früh zusammen mit den Verwundeten nach Pueblo Nalcla zurück und Sorge persönlich dafür, daß Sie drei Wochen lang im Spital bleiben«, sagte Perez ungerührt. »Wie gefällt Ihnen die Vorstellung?«

Rodriuez überlegte sichtlich. Schließlich, nach drei, vier Sekunden, die Perez wie Stunden vorgekommen waren, zuckte er mit den Schultern und ließ sich aufs Bett sinken.

»Ich kann Sie nicht daran hindern«, sagte er nach einer Weile. »Aber ich kann Ihnen versprechen, daß Sie eine Woche später froh sind, wenn Sie noch als Latrinenreiniger in der Armee Dienst tun dürfen.«

Für eine scheinbar endlose Zeit kehrte Schweigen in dem kleinen Zelt ein. Die Spannung war beinahe körperlich spürbar. Schließlich sagte Perez leise: »Es tut mir fast leid, daß Sie verletzt sind.«

Rodriuez lächelte böse. »Die Schulter? Das ist nur ein Kratzer. Eine harmlose Fleischwunde, kaum der Rede wert, wie Ihr Sanitäter meinte. Nur keine Hemmungen. « Er stand auf.

Perez sah ihm ernst in die Augen. »Ich werde mich nicht mit Ihnen schlagen, Rodriuez. Ich verlange nur eine Erklärung. Dafür.« Er wies mit einer Kopfbewegung auf den schwarzen Lederkoffer.

Rodriuez folgte seinem Blick. »Ich kann Ihnen nichts sagen«, murrte er schließlich. »Noch nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil. . .« Rodriuez zögerte sichtlich. »Weil ich nichts weiß«, sagte er dann. »Wenn wir genau wüßten, was dort vorgeht, wäre ich nicht hier.«

»Dort?« bohrte Perez. »Wo ist *dort*?«

»Sie haben die Bilder gesehen, oder?«

Perez nickte. »Sicher. Aber ich kann nicht sagen, daß ich jetzt schlauer bin als zuvor.«

Rodriuez setzte sich. »Ich muß Ihnen nicht sagen, daß alles, was ich Ihnen jetzt verrate, streng geheim ist«, begann er.

»Natürlich nicht.«

»Es kann mich den Kopf kosten, wenn herauskommt, daß ich geredet habe. Aber die Sache entwickelt sich etwas anders, als wir dachten. Diese Banditen . . . Sie haben ihr Hauptquartier auf dem Plateau, nicht?«

Perez machte eine vage Geste. »Hauptquartier . . . Sie haben kein festes Quartier, wenn Sie das meinen. Aber sie halten sich mit Vorliebe dort auf, das stimmt.

Zumindest hier, am südlichen Rand des Plateaus. Ganz in der Nähe dieser . . .«

»Fläche«, half Rodriuez aus. »Eine bessere Erklärung haben wir auch noch nicht. Wir wissen, daß es dort ein vegetationsloses Gebiet gibt, aber wir wissen auch noch nicht, was dort eigentlich vor sich geht.« Er lehnte sich zurück, klaubte eine Zigarette aus der Brusttasche seines Hemdes und versuchte ungeschickt, mit der linken Hand ein Streichholz anzureißen. »Erinnern Sie sich an den Meteor, der vor einem knappen halben Jahr hier herunterkam?« fragte er.

Perez nickte. »Sicher. Die ganze Gegend hat eine Woche lang über nichts anderes geredet.«

»Es war kein Meteor«, sagte Rodriuez.

»Sondern?«

22

»Ein Satellit. Ein Killersatellit, um genau zu sein. Sehen Sie, die Großmächte vergnügen sich schon seit geraumer Zeit damit, den Weltraum mit ihren Spielzeugen zu füllen. Es gibt dort oben eine ganze Menge Wetter- und Forschungssatelliten, die in Wirklichkeit Atomsprengköpfe tragen. Und einer von ihnen ist von seinem Kurs abgekommen und abgestürzt.«

»Aber eine Atomexplosion ...«, begann Perez, wurde aber sofort von Rodriuez unterbrochen.

»Das mit dem Atomsprengkopf war nur als Beispiel gedacht. Unser Satellit trug eine andere Ladung. Wir wissen nicht genau, was es ist, nur, daß es sich um einen völlig neuartigen chemischen Kampfstoff handelt.«

»Was heißt das - Sie wissen nicht, worum es sich handelt? Warum fragen Sie den Besitzer nicht einfach?«

Rodriuez lachte humorlos. »Sind Sie so naiv, oder tun Sie so? Wir wissen nicht einmal, wem der Satellit gehört. Es gibt eine ganze Menge Staaten, die dafür in Frage kämen - die USA, Rußland, China, Frankreich, England . . . Diese Killersatelliten stehen seit drei Jahren auf der Liste der geächteten Waffen. Es gibt sie trotzdem, aber niemand würde zugeben, der Eigentümer zu sein. Im Gegenteil. Im Augenblick beschuldigt jeder jeden, das Abkommen gebrochen zu haben.«

»Und«, fragte Perez stockend. »Sie vermuten, daß der Satellit beim Aufschlag beschädigt wurde und etwas von diesem Teufelszeug entwichen ist.«

Rodriuez nickte. »Es sieht so aus. Verstehen Sie jetzt, warum ich Ihnen nichts sagen konnte?«

Perez antwortete nicht. Die Welt der großen Politik war ihm immer fremd gewesen. Aber er war nicht so naiv, anzunehmen, daß ein paar Vorträge genügten, um all die grauenhaften Waffen, die die drei Großmächte ersonnen hatten, aus dem Weg zu räumen. Und er hatte Bilder in Zeitungen gesehen. Bilder von Hiroshima, von Nagasaki, Seveso und Harrisburg.

Er stand auf, trat an den Ausgang und starrte ins Freie. Der Wald lag wie eine schwarze Wand unter ihm, eine dunkle, massige Linie, die irgendwo in weiter Ferne mit dem Schwarz des Himmels verschmolz. Vor seinen Augen tauchten die Fotos auf. Und für einen winzigen Moment glaubte er die ovale Fläche des grauen Todes dort hinter den Bäumen zu erkennen.

Er spürte, wie sich ein fremdes, beunruhigendes Gefühl in seine Gedanken schlich. Angst? Der Mato Grosso hatte ihm nie Angst einjagen können. Er war ein Kind dieses Landes, und nichts, was er hier sah, hätte ihm fremd sein dürfen. Aber plötzlich hatte er das Gefühl, daß es hinter diesen Bäumen dort etwas Böses, Lauerndes gab, etwas, das nicht hierhin, nicht einmal auf die Erde gehörte.

»Nun«, drang Rodriuez Stimme in seine Gedanken. »Werden Sie mir helfen?«

Perez drehte sich betont langsam um. »Habe ich eine Wahl?« fragte er leise.

Rodriuez schüttelte stumm den Kopf. »Vielleicht hätten Sie sie«, sagte er nach einer

Weile. »Aber ich müßte mich schon sehr in Ihnen täuschen, wenn Sie auch nur eine Nacht ruhig schlafen können, bevor Sie nicht wissen, was dort draußen vorgeht.« Er stand auf, trat neben Perez und starrte ebenfalls ins Freie.

»Es geht hier nicht um ein paar abgestorbene Bäume, Perez«, sagte er nach einer Zeit. »Ich weiß nicht, was da draußen passiert. Aber es muß irgend etwas Schreckliches sein.«

Perez starrte den Geheimdienstmann nachdenklich an. Rodriuez war ihm immer noch nicht sympathisch - im Gegenteil. Seine Abneigung hatte sich in

23

den letzten Minuten eher noch vertieft. Aber er war jetzt wenigstens ehrlich.

\*\*\*

Aus großer Höhe betrachtet, hätte die Plantage wie ein überdimensionales Schachbrett ausgesehen. Hunderte von Baumreihen zogen sich in ordentlichen schnurgeraden Linien über das flache Land. Land, das vor nicht allzulanger Zeit vom Dschungel überwuchert gewesen war. An den Grenzen der Plantage waren noch Spuren der Wunde zu sehen, die der Mensch in den grünen Teppich geschlagen hatte: verkohlte Baumstümpfe, trockener, rissiger Boden, auf dem selbst die zähesten Moose und Flechten keinen Halt mehr fanden. Die Männer, die die Plantage anlegten, hatten einen fünfzig Meter breiten Ödstreifen zwischen den Waldrand und die Baumbepflanzung gelegt. Sie hatten einfach den Wald bis auf das Unterholz niedergebrannt und für ein, zwei Monate darauf geachtet, daß sich keine Vegetation auf dem verkohlten Boden ansiedeln konnte. Den Rest hatte die Sonne getan. Ihre sengenden Strahlen hatten den Boden ausgebrannt, Wind und Regen besorgten den Rest. Dort, wo einst die gigantischen Urwaldriesen des Dschungels gestanden hatten, schimmerte jetzt trockener, von Felsen durchsetzter Lehmboden, auf dem nie wieder etwas wachsen würde.

Der Mato Grosso mochte einer der wildesten und unweglosesten Dschungel der Welt sein, aber er ist alles andere als fruchtbar. Es hat Millionen Jahre gedauert, bis sich eine dünne, verwundbare Humusschicht über dem Sand und Lehm des eigentlichen Bodens gebildet hatte, und noch einmal Millionen Jahre, ehe der gewaltige Dschungel entstand, ein Ungeheuer aus wucherndem Grün und nachtschwarzen Schatten.

Aber trotz seiner Monstrosität war das Ungetüm verwundbar. Narben, die einmal in den Boden geschlagen waren, würden nie mehr verheilen. Einer von unzähligen Freveln, die der Mensch an der Natur begangen hatte.

Don Alvares Cavera schnippte seine Zigarette im hohen Bogen davon. Diese wenigen Stunden nach Sonnenuntergang waren alles, was er von seiner Zeit für sich in Anspruch nehmen konnte. Im Haus wartete Arbeit auf ihn, eigentlich mehr Arbeit, als ein einzelner Mann tun konnte. Sicher - niemand zwang ihn, aber er wußte genau, daß er dem stummen Vorwurf des überhäuften Schreibtisches nicht einfach aus dem Weg gehen konnte.

Er stand auf, klemmte das Gewehr lässig unter den linken Arm und ging zwischen den Baumreihen hindurch auf das Haus zu. Es war eine typische Hazienda im altspanischen Kolonialstil, ein weißes, flaches Gebäude mit sanft geneigtem Dach und großen, vergitterten Bleifernstern. Don Alvares hatte das Gebäude genau nach seinen Vorstellungen bauen lassen; eine idealisierte Kopie des Anwesens, in dem er aufgewachsen war.

Aber das war lange her, ein Menschenalter fast.

Manchmal, wenn er allein hier draußen zwischen den stummen Bäumen stand und über sein Reich blickte, kamen die Erinnerungen. Das war einer der Gründe, warum er fast regelmäßig nach Sonnenuntergang noch einmal hinausging, um mit sich und seinen Gedanken allein zu sein. Als er vor dreißig Jahren nach Brasilien gekommen

war, hatte er nichts besessen als seine beiden Hände und die Kleider, die er auf dem Leib trug. Aber er hatte es geschafft. Die Regierung hatte ihm dieses Stück wilden Bodens zur Verfügung gestellt, und er hatte sich an die beinahe unlösbare Aufgabe gemacht, eine funktionierende Plantage daraus zu machen.

Er blieb stehen, klaubte eine Zigarette aus seinem Hemd und suchte nach Streichhölzern. Aber sie waren nicht da. Er mußte sie irgendwo verloren haben. Don Alvares runzelte ärgerlich die Stirn und drehte sich um, um den Weg zurückzugehen, den er gekommen war. Er hatte eine Zeitlang auf einem Stein neben dem Fußweg gesessen; wahrscheinlich lag die Schachtel dort.

Ein Geräusch erregte seine Aufmerk-

24

samkeit. Er blieb abermals stehen, legte den Kopf schief und lauschte.

Das Geräusch wiederholte sich; ein schleifendes, knirschendes Rascheln, als husche irgendwo dicht vor ihm ein kleines Tier durch das Unterholz.

Don Alvares entsicherte mit geübten Bewegungen sein Gewehr. Trotz der relativen Nähe des Dschungels traf man hier kaum auf Tiere, die dem Menschen wirklich gefährlich werden konnten, abgesehen von Schlangen und Spinnen vielleicht. Aber er war ein vorsichtiger Mann, und diese Vorsicht hatte ihn schon oft vor unliebsamen Überraschungen bewahrt.

Wieder ertönte das Geräusch vor ihm, näher diesmal, deutlicher. Er kniff die Augen zusammen, und versuchte, im unsicheren Licht der schmalen Mondsichel etwas zu erkennen. Zwischen den Stämmen der Bäume vor ihm schien Bewegung zu sein. Ein schnelles, hektisches Huschen; die Bewegung eines schwarzen Schattens in der Dunkelheit.

Don Alvares verfluchte innerlich die Tatsache, daß er keine Taschenlampe auf seinen Exkursionen mitnahm. Aber bisher war dies nie nötig gewesen. Die Bewohner des Dschungels mieden die Nähe der Plantage und der Menschen. In all den Jahren, die er jetzt hier draußen lebte, war er niemals wirklich in Gefahr gewesen.

Wenn er wenigstens die Streichhölzer hätte.

Er trat einen Schritt zurück, richtete den Lauf des Gewehres vorsorglich ungefähr dorthin, woher das Geräusch gekommen war, und sah suchend zu Boden. Hier ungefähr mußte er das Streichholzbriefchen verloren haben.

Das Schaben drang ein drittes Mal an seine Ohren, diesmal deutlich näher und etwas weiter rechts als die ersten beiden Male. Etwas Helles schimmerte unter den Strahlen des Mondes. Er bückte sich, suchte einen Herzschlag lang mit tastenden Fingern auf dem Boden herum und hielt schließlich die Streichholzschachtel in Händen.

»So«, murmelte er halblaut. »Jetzt werden wir ja sehen, was sich da herumtreibt.« Er klemmte das Gewehr erneut unter den Arm, knickte ein Streichholz ab und riß es an. Im ersten Moment blendete ihn die aufflammende Glut des Schwefelkopfes, aber seine Augen gewöhnten sich schnell an die Helligkeit. Vorsichtig, die Flamme mit der Linken vor dem Wind schützend, bewegte er sich ein paar Schritte vor und ging in die Hocke.

Er hörte das Schleifen jetzt ganz deutlich. Irgend etwas schien sich dicht außerhalb des zitternden Lichtkreises zu bewegen, ein gedrungener, massiger Umriß, der auf unerklärliche Weise beunruhigend aussah, obwohl Don Alvares beim besten Willen nicht sagen konnte, was es war.

Und dann sah er es.

Für die Dauer von zwei, drei Herzschlägen weigerte sich sein Bewußtsein, den Anblick als Tatsache anzuerkennen. Don Alvares spürte, wie sein Herz einen schmerzhaften Sprung machte. Seine Augen weiteten sich entsetzt, und aus seinem halb geöffneten Mund drang ein unartikulierte, keuchendes Stöhnen. Er spürte, wie

eine eisige Hand nach seinem Gehirn griff, wie das Blut aus seinem Gesicht wich und er auf die Knie fiel, unfähig, sich zu bewegen oder irgend etwas anderes zu tun als die grauenhafte Erscheinung vor sich anzustarren.

Seine Gedanken waren gelähmt. Er spürte nichts. Außer einem gigantischen, alles vernichtenden Gefühl des Grauens, des unsäglichen Schreckens, der jeden Ansatz von vernünftigen Denken hinwegfegte.

Das Gewehr unter seinem linken Arm war vergessen. Don Alvares' Welt war zusammengeschrumpft auf einen winzi-

25

gen kreisförmigen Ausschnitt, in dessen Zentrum der schwarze, schweigende Schrecken näherkroch.

Er wollte schreien, aufspringen, davonlaufen, irgend etwas tun. Aber er konnte es nicht. Sein Denken schien auf grauenhafte Weise zweigeteilt zu sein, aufgesplittert in einen winzigen, taumelnden Bereich der Vernunft, der immer noch versuchte, das Unerklärliche dort vorne abzuleugnen, und ein gigantisches wogendes Meer der Angst.

Das Ding kroch mit langsamen, zeitlupenhaften Bewegungen näher. Erst als er die ersten, tastenden Berührungen des Monsters spürte, wich die Lähmung teilweise von Don Alvares.

Er begann zu schreien.

Aber da war es bereits zu spät.

\*\*\*

Perez kam in dieser Nacht kaum zur Ruhe. Er hatte sich kaum hingelegt, als er - wie es ihm vorkam - auch schon wieder geweckt wurde.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ihm klar wurde, was die Gestalt von ihm wollte, was das Rütteln an seiner Schulter zu bedeuten hatte und die Stimme, die sich drängend und störend in seine Gedanken schob.

Murrend richtete er sich auf und blinzelte den Leutnant, der mit schuldbewußtem Gesichtsausdruck vor seinem Bett stand, vorwurfsvoll an. »Ja?«

»Es - es tut mir leid, Sie zu stören, Hauptmann«, begann der Mann.

Perez winkte ab. »Schon gut. Was gibt's denn?«

»Sie sollten es sich selbst ansehen. Die Wachen haben ein Kind aufgegriffen.«

Perez war mit einem Schlag hellwach. »Ein Kind?« echote er ungläubig.

»Si, Hauptmann. Einen Jungen. Fünf . . . sechs Jahre, schätze ich.«

26

»Fünf Jahre? Hier? Mitten im Dschungel? Und allein?«

»Ja. Er . . .«

»Hat er gesagt, wo er herkommt?«

»Nein. Noch nicht. Er spricht nicht sehr viel. Scheint etwas . . . verwirrt zu sein.« Der Mann machte eine bezeichnende Geste an der Schläfe und trat zurück, um Perez Platz zu machen, der aufgestanden war und nach seinen Kleidern suchte, die scheinbar gleichmäßig über den gesamten Zeltboden verstreut waren.

Perez war immer noch nicht ganz wach, als er dem Offizier über den Lagerplatz zum Feuer folgte, aber die kühle Nachtluft vertrieb schnell die letzten Reste von Müdigkeit. Und das Bild, das sich ihm bot, weckte ihn vollends.

Drei der fünf Posten, die normalerweise über die Sicherheit des Lagers wachten, hatten ihre Stellung verlassen und sich um das niedergebrannte Feuer versammelt. Einer von ihnen hielt ein etwa fünfjähriges Kind auf den Knien; einen mageren, verdreckten Indiojungen in zerrissener Kleidung und wirren, angstvoll aufgerissenen Augen.

»Ist er das?« fragte Perez überflüssigerweise.

Der Leutnant nickte. »Ja. Paolo fand ihn draußen im Wald. Er irrte ziellos durch die

Gegend, aber er schrie so laut, daß wir dachten, das ganze Lager würde aufwachen.« Perez ließ sich auf die Knie nieder und streckte dem Jungen behutsam die Hand entgegen. Er lächelte aufmunternd, obwohl er sich darüber im klaren war, daß das bei seinem ungewaschenen und unrasierten Gesicht nicht viel Sinn haben würde. Aber der Junge schien von seiner Umgebung nichts wahrzunehmen. Seine Augen waren weit aufgerissen, aber ihr Blick war leer und schien direkt durch Perez hindurchzugehen.

»Wie . . . wie heißt du?« fragte Perez nach einer Weile.

Nichts. Im Gesicht des Kindes zuckte ein Muskel, aber das blieb auch die einzige Reaktion auf Perez' Worte.

»Er reagiert auf nichts«, sagte einer der Männer. Seine Stimme klang seltsam leise und bedrückt. »Wir haben es mit Zureden versucht, mit Süßigkeiten, mit Strenge . . .« Er hob in einer hilflosen Geste die Schultern. »Keine Reaktion. Er scheint überhaupt nicht zu merken, was um ihn herum vorgeht.«

Perez betrachtete das Gesicht des Kindes genauer. Es mußte die halbe Nacht allein durch den Dschungel geirrt sein, seinem Aussehen nach zu urteilen, aber es schien unverletzt.

»Kennt einer von euch das Kind?« fragte Perez.

»Nein. Aber. . .«

»Aber?«

»Leutnant Pereira könnte ihn kennen. Er ist in Pueblo Nalcla aufgewachsen und kennt eigentlich jeden hier.«

»Holen Sie ihn«, befahl Perez.

Der Mann ging, und Perez wandte sich wieder dem Kind zu. Der Ausdruck in den angstvoll geweiteten Augen ließ ihn schauern. Was er auf den ersten Blick für Leere gehalten hatte, war in Wahrheit ein Ausdruck gräßlichster Angst. Der Blick des Jungen schien starr auf einen fiktiven Punkt irgendwo hinter Perez gerichtet zu sein, und das Grauen, das auf den erstarrten Zügen lag, ließ selbst Perez erschauern. Was immer diesem Kind zugestoßen war, es hatte gereicht, um sein Gesicht zu zerstören. Perez hoffte nur, daß es nicht für immer war.

»Ist er verletzt?« fragte er nach einer Weile.

»Ein paar Schrammen und Kratzer. Nichts Ernstes. Und eine Wunde am Bein.«

27

Perez streifte vorsichtig das zerschlissene Hosenbein des Jungen hoch und besah sich die Verletzung genauer.

Er erstarrte.

Man brauchte kein Arzt zu sein, um zu erkennen, daß die Wunde nicht gefährlich war. Aber er erkannte die Art der Verletzung: ein fingerlanger, sichelförmiger Schnitt, der durch die Haut und tief bis ins Fleisch ging, an den Rändern seltsam glatt und gleichmäßig, als hätte ein geschickter Chirurg alle Sorgfalt darauf bedacht, einen möglichst sauberen Schnitt auszuführen.

Es war die gleiche Art von Verletzung, wie sie der getötete Bandit gehabt hatte.

Perez tastete vorsichtig mit den Fingerspitzen über das Bein des Jungen. Es war entzündet und heiß: die Haut fühlte sich trocken und rissig an.

Das Kind zuckte unter seinen Berührungen zusammen, aber Perez hatte den Eindruck, daß dies weniger auf den Schmerz zurückzuführen war. Für ein, zwei Sekunden flackerte in den Augen des Jungen so etwas wie Erkennen auf, begleitet von einem Ausdruck unsäglicher Angst. Dann beruhigte er sich wieder, und sein Gesicht war leer und starr wie zuvor.

Der Leutnant kam zurück, begleitet von einem verschlafenen dreinblickenden Soldaten, der selbst auf zwei Meter Entfernung deutlich nach Alkohol roch und sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Rodriuez folgte ihnen in wenigen Schritten

Abstand.

Perez runzelte die Stirn. »Schlafen Sie eigentlich nie?« fragte er leise.

Rodriuez lächelte flüchtig. »Doch«, sagte er. »Aber immer nur mit einem Auge.

Abwechselnd.« Er wies mit einer Kopfbewegung auf den Indiojungen. »Wer ist das?«

Perez hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Die Männer haben ihn draußen im Wald aufgegriffen. Aber es ist kein Wort aus ihm herauszubringen. Kennen Sie ihn?«

Die letzte Frage galt Pereira, der schwankend stehengeblieben war und sich sichtlich bemühte, nicht im Stehen einzuschlafen.

Der Leutnant schüttelte den Kopf. »Nein. Jedenfalls . . .« Er brach ab, rülpste vernehmlich und kam einen Schritt näher. »Die Bälger sehen ja alle gleich aus«, lallte er. »Aber er kann ja nur aus der Nähe stammen.«

»Wir sind fünfzehn Meilen von der nächsten Stadt entfernt«, erinnerte Rodriuez.

Pereira nickte. »Si. Aber es gibt eine Menge Indios, die mit ihren Familien außerhalb der Stadt wohnen. Vielleicht erfahren wir bei Don Alvares, wo das Kind herkommt.«

»Eine Plantage hier ganz in der Nähe«, antwortete Perez auf Rodriuez fragenden Blick.

»Ganz in der Nähe?«

»Sieben - acht Meilen«, grinste Perez. »Ganz in der Nähe bedeutet hier nicht unbedingt dasselbe wie da, wo Sie herkommen. Ich hätte von selbst draufkommen können. Don Alvares lebt seit dreißig Jahren hier. Und er kennt wirklich jeden.« Er stand auf, maß Pereira mit einem strafenden Blick und wandte sich an die Soldaten. »Geht wieder auf eure Posten. Und jemand soll sich um den Jungen kümmern. Gebt ihm etwas zu essen.«

»Der Kleine sieht ziemlich mitgenommen aus«, sagte Rodriuez. Sein linker Arm hing in einer Schlinge, und die dicke, unförmige Bandage um seine verwundete Schulter gab ihm das Aussehen eines Buckeligen. Sein Gesicht wirkte eingefallen und krank. Aber seine Augen waren klar und wie immer, und seine Stimme hatte den gleichen schneidenden Unterton, den Perez schon im ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft unsympathisch gefunden hatte. »Was ist mit ihm?«

Perez antwortete nicht.

»Ich gehe wohl recht in der Annahme, daß es nicht normal ist, wenn ein fünfjähriger Junge mutterseelenallein hier im Dschungel herumirrt?« fragte Rodriuez nach einer Weile.

Perez nickte. »Stimmt.« Er sah auf, musterte Rodriuez einen Herzschlag lang nachdenklich und starrte dann wieder zum Waldrand hinüber. Irgendwo kreischte ein Tier, und die schweren, ledrigen Flügelschläge eines Vogels durchschnitten die Dunkelheit über dem Lager.

28

»Sie sind mir noch eine Antwort schuldig«, sagte Perez nach einer Weile.

»So?«

»Es war kaum zu übersehen, wie sehr Sie sich für die Narben des sterbenden Banditen interessiert haben«, begann Perez vorsichtig. »Ich möchte ganz gerne wissen, warum.«

»Warum.« Rodriuez zuckte mit den Achseln und verzog schmerzlich das Gesicht, als ihn seine Schulter an die Schußverletzung erinnerte. »Warum«, wiederholte er. »Vielleicht, weil ich solche Verletzungen noch niemals gesehen habe. Und ich achte im Moment auf alles, was ungewöhnlich ist. Reicht Ihnen das als Erklärung?«

»Vielleicht.« Perez zögerte. »Und Sie glauben, daß das in irgendeinem Zusammenhang mit dem Grund Ihres Hierseins stehen könnte?«

»Ich glaube überhaupt nichts«, entgegnete Rodriuez. »Mich interessieren nur Tatsachen. Und die sehen im Moment so aus, daß die Männer offensichtlich aus dem verseuchten Gebiet kamen. Daß sie vor irgend etwas geflohen sind, daß sie total

verängstigt waren und einer von ihnen Verletzungen aufwies, die ich mir nicht erklären kann.« Seine Augen wurden schmal. »Oder waren es mehr?« Perez zögerte einen Herzschlag lang, dann nickte er. »Ja. Ich . . . ich habe mir die Toten genau angesehen, bevor wir sie begruben. Eine ganze Menge von ihnen hatten diese Narben. Und ...«

»Und?« schnappte Rodriuez.

»Der Junge. Er hat eine Wunde am Bein. Sie sieht genauso aus. Aber es hat keinen Zweck, ihn zu fragen«, sagte er hastig, als Rodriuez herumfahren und dem Soldaten nachstürzen wollte, der das Kind fortgebracht hatte. »Ich habe es versucht. Er ist völlig verstört und reagiert überhaupt nicht, wenn man ihn anspricht. Quälen Sie ihn nicht unnötig.«

»Quälen?« Rodriuez verzog abfällig das Gesicht. »Das Kind ist unser einziger lebender Zeuge, ist Ihnen das klar?«

Perez nickte. »Selbstverständlich. Aber es hat keinen Sinn, irgend etwas mit Gewalt erreichen zu wollen, Rodriuez.«

»Und was wollen Sie unternehmen?« fragte der Geheimdienstmann. »Warten, bis ein Wunder geschieht und der Junge wieder normal wird?«

»Nein. Ich schicke morgen früh ein paar Männer zur Hazienda von Don Alvares hinüber. Wenn wir wissen, wo das Kind herkommt, sind wir schon ein schönes Stück weiter. Obwohl der Junge eigentlich ins Hospital gehört.«

Rodriuez überlegte. »Wann brechen wir auf?« fragte er dann.

»Wir?«

»Sicher. Ich komme mit. Oder was dachten Sie?« :

\*\*\*

»Was war das?«

Helena Caves ließ ihr Glas sinken und sah stirnrunzelnd zum Fenster hinüber.

»Was denn? Ich habe nichts gehört.«

Helena brachte ihre Tochter mit einer unwilligen Handbewegung zum Schweigen. »Still!« Sie schloß die Augen, legte den Kopf ein wenig schräg und lauschte. »Da war etwas«, sagte sie leise. »Ein Geräusch. Es hörte sich beinahe an wie ein Schrei, glaube ich . . .«

»Also, ich habe nichts gehört«, wiederholte ihre Tochter. »Du wirst dich getäuscht haben. Außerdem ist Vater ja noch draußen. Wenn wirklich etwas passiert ist, wird er sich schon darum kümmern.«

Helena sah ihre Tochter mit einem undeutbaren Blick an. »Eben.«

»Du machst dir immer noch Sorgen, wenn er allein draußen ist, nicht?«

»Manchmal schon. Wir sind hier nicht in Barcelona, sondern mitten im Dschungel. Und dein Vater scheint das manchmal zu vergessen.«

Rosita lächelte spöttisch. »Immerhin lebt ihr seit dreißig Jahren hier, und es ist noch nichts passiert.«

»Was nicht bedeutet, daß auch weiter nichts geschieht«, gab ihre Mutter zurück. »Alvares ist manchmal unvorsich-

29

tig wie ein Kind. Er weiß genau, daß ich es nicht mag, wenn er allein draußen ist. Noch dazu nach Dunkelwerden.« Sie stand auf, ging zum Fenster hinüber und öffnete es. Kühle Nachtluft strömte herein, vermischt mit den Gerüchen des Waldes.

»Wenn es dich beruhigt«, sagte Jose, »gehe ich hinaus und sehe nach.«

Dona Caves lächelte ihren Schwiegersohn dankbar an. Rosita hatte den gutaussehenden, dunkelhaarigen Peruaner auf der Universität kennengelernt und geheiratet, ohne ihre Eltern um Erlaubnis zu fragen. Alvares und Helena Caves hatten ihren frischgebackenen Schwiegersohn erst kennengelernt, als er schon mit ihrer

Tochter verheiratet war. Aber sie mochte ihn trotzdem. In den wenigen Monaten, die er jetzt hier in ihrem Haus lebte, hatte sie ihn beinahe ebenso lieb gewonnen wie ein eigenes Kind.

Er stand auf, trat neben sie und blickte ins Freie.

Es war unglaublich dunkel. Die schmale Mondsichel war hinter treibenden Wolken verborgen, und die schwarze, unregelmäßige Wand des Dschungels, der das Anwesen nach allen Richtungen hin einschloß, schien das spärliche Licht regelrecht in sich aufzusaugen.

Und es war still. Unnatürlich still. Das einzige Geräusch, das zu ihnen drang, war das leise Raunen des Windes in den Baumkronen.

Jose drehte sich um und griff nach seiner Jacke. »Ich werde nachsehen, wo Vater bleibt«, sagte er. »Es wird sowieso Zeit. Wir wollten nach dem Essen noch die Buchführung erledigen. Wir hinken schon einen Monat hinterher.« Er warf sich die Jacke über die Schultern, nickte seiner Schwiegermutter aufmunternd zu und ging zur Tür.

»Jose!«

Helena Caves Aufschrei ließ ihn herumfahren.

»Schnell! Das ist. . .« Sie brach ab und starrte mit schreckgeweiteten Augen aus dem Fenster.

Jose war mit einem Satz bei ihr.

Der Anblick, der sich ihnen bot, verschlug auch ihm für einen Moment den Atem.

Aus dem Dschungel war eine Reihe von halbnackten, buntbemalten Gestalten getreten. Soweit Jose dies bei der schlechten Beleuchtung erkennen konnte, mußten es Indios sein - wahrscheinlich Angehörige des Stammes, der fünf Meilen flußabwärts lebte. Jose hatte schon von ihnen gehört, aber es war das erste Mal, daß er die Wilden selbst zu Gesicht bekam.

Der Anblick flößte ihm Angst ein.

Es mußten dreißig oder vierzig Mann sein. Und so, wie sie sich kostümiert hatten, schienen sie keineswegs in friedlicher Absicht gekommen zu sein.

»Was.. . was sind das für Leute?« fragte er leise.

»Sochos«, antwortete seine Schwiegermutter gepreßt. »Sie leben ein paar Meilen von hier. Aber«, sie stockte, runzelte die Stirn und sah ihn zweifelnd an, »wir . . . wir hatten immer ein gutes Verhältnis zu ihnen.«

Jose versuchte, sich seine Beunruhigung nicht allzusehr anmerken zu lassen. »Du glaubst, sie ... sie kommen nicht in friedlicher Absicht?«

Helena Caves hob in einer hilflosen Geste die Schultern. »Ich weiß es nicht. Aber sie tragen ihre Kriegsbemalung.« Sie fuhr herum, eilte zum Tisch und drückte auf den Klingelknopf, der den Diener herbeirief.

»Ich lasse auf jeden Fall die Männer wecken«, sagte sie entschlossen.

Die schweigende Reihe der Indios war mittlerweile näher gekommen, und Jose konnte Einzelheiten erkennen. Die Männer hatten tatsächlich ihre Kriegsbemalung angelegt: bunte, regenbogenfarbige Streifen, die über Gesicht und Oberkörper liefen und von abstrakten Ornamenten unterbrochen waren. Sie trugen Baströcke und hohe, schreiend bunte Kopfschmücke aus Vogelfedern, und jeder von ihnen trug eines der gefürchteten Blasrohre in der Rechten. Aber falls sie wirklich vorhatten, das Anwesen anzugreifen, dann zögerten sie noch.

Jose spürte, wie sich ein unangenehmes Gefühl in seinem Magen breitmachte. Er hatte viel von den Indianern des Mato Grosso gehört, aber bisher waren sie ein eher abstrakter Begriff für ihn gewesen. Er wußte, daß es früher einmal Kopffjäger hier in der Gegend gegeben

hatte, und daß viele der Forscher, die auf Nimmerwiedersehen in der grünen Hölle verschwunden waren, Opfer der Wilden geworden waren. Aber immerhin lebte Don Alvares seit knapp dreißig Jahren hier draußen, und sein Verhältnis zu den Wilden war immer recht gut gewesen.

»Vielleicht sollte ich hinausgehen und mit ihnen reden«, sagte er leise. »Sie scheinen irgend etwas zu wollen.«

»Bleib lieber hier«, erwiderte Helena Caves, die wieder zu ihm ans Fenster getreten war. »Sie sprechen unsere Sprache nicht. Alvares kann ein paar Brocken ihres Dialekts, aber . . . Wir müssen abwarten, was sie vorhaben. Ich glaube nicht, daß sie etwas tun wollen. Das hätten sie längst gekonnt.«

Der Hausdiener kam.

»Wecken Sie die Arbeiter«, befahl Helena knapp. »Sie sollen hierher kommen, aber unauffällig - am besten durch den Hintereingang. Und sie sollen ihre Waffen mitbringen.«

Der Mann runzelte verständnislos die Stirn, aber ein Blick in Helenas Augen überzeugte ihn davon, daß es besser war, sofort zu gehorchen. Er drehte sich um und schlurfte eilig davon.

Die Socho-Indianer hatten sich dem Haus mittlerweile auf etwa fünfzig Meter genähert. Sie blieben stehen, eine Doppelreihe großer, muskulöser Gestalten, die sicherlich auch ohne ihre Kriegsbemalung furchteinflößend genug gewirkt hätte.

»Ich gehe hinaus«, sagte Jose entschlossen. »Die wollen etwas. Und wir müssen herausfinden, was es ist.«

»Nimm dein Gewehr mit«, rief Rosita besorgt.

Jose lächelte sanft. »Ich glaube kaum, daß mir das helfen würde«, sagte er leise. »Sie würden sich höchstens provoziert fühlen.« Ehe eine der beiden Frauen Gelegenheit fand, ihn aufzuhalten, hatte er die Tür geöffnet und war aus dem Haus getreten. Sein Herz klopfte bis zum Hals, und er fühlte sich nicht halb so zuversichtlich, wie nach dem Klang seiner Worte zu vermuten gewesen wäre. Aber er hätte es nicht ertragen, weiterhin stumm dort drinnen zu stehen und darauf zu warten, daß irgend etwas passierte.

In die Reihen der Indios kam Bewegung, als er auf sie zuing. Ein kleines verhutzelttes Männchen in grellbuntem Federschmuck trat vor und sah ihm mit brennenden Augen entgegen.

Jose blieb zehn Meter vor der drohenden Reihe der Männer stehen.

»Sprechen Sie unsere Sprache?« fragte er langsam. Seine Stimme klang dünn und schwankend, und auf seiner Stirn perlte kalter Schweiß. Er hoffte nur, daß die Indios nicht merkten, wie unsicher er wirklich war.

Der Alte nickte knapp. »Ich verstehe dich«, sagte er ruhig.

»Was . . . was wollt ihr?« fragte Jose. Der Mediziner antwortete nicht. Sein Blick blieb starr auf Joses Gesicht gerichtet, und in seine Augen trat ein kaltes, boshafes Glitzern.

»Arachno schickt uns«, sagte er schließlich.

»Arachno?«

»Arachno, der Sohn der Götter. Wir sind gekommen, um uns zu holen, was uns gehört.«

Jose schluckte.

»Ich . . . ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte er lahm.

Der Alte grinste und entblößte dabei eine Reihe gelber, fauliger Zähne. »Du verstehst sehr gut«, sagte er leise. »Das Land, auf dem ihr lebt, gehört uns. Es hat unseren Vätern gehört und davor deren Vätern, bis ihr gekommen seid. Ihr habt uns unser Land gestohlen, und ihr habt dieses Land geschändet.«

»Aber das ist doch Unsinn!«beehrte Jose auf. »Das alles ist Generationen her, wir ...«  
»Schweig!« schrie der Mediziner. »Ihr habt unsere Väter von ihrem Land vertrieben, aber der Tag der Rache ist gekommen. Die Götter haben unsere Gebete erhört und einen Boten geschickt: Arachno, den Sohn der Götter!« Der Alte hob in einer theatralischen Geste die Hand und trat beiseite.

In den Reihen der Indianer bildete sich eine Gasse. Jose sah, wie die Wilden

31

ehrfurchtsvoll den Blick zu Boden senkten, als die hochgewachsene, dunkle Gestalt zwischen ihnen erschien. Der Mann war in einen bodenlangen, braun und grün gemusterten Umhang gehüllt, der ihn vor dem Hintergrund des Waldes beinahe unsichtbar werden ließ. Eine spitze Kapuze verbarg sein Gesicht, und seine Hände steckten in groben, ledernen Handschuhen, an die die Krallen irgendeines Raubtieres angenäht waren.

»Ich bin Arachno«, sagte der Fremde. Seine Stimme klang dumpf unter der Kapuze hervor. »Der Sohn der Götter. Ich habe meine Kinder hierhergeführt, um ihnen den Besitz ihrer Vorfäter wiederzugeben.«

»Sie . . . Sie sind verrückt«, stammelte Jose. Langsam, Schritt für Schritt, begann er zum Wohnhaus hin zurückzuweichen. »Was habt ihr mit Don Alvares gemacht?« Arachno lachte leise; ein harter, metallischer Ton, der in Joses Ohren wie Hohn klang. »Bringt ihn!« befahl er.

Zwei der Indios traten vor, zwischen sich einen schlaffen, dunklen Körper.

Joses Augen weiteten sich entsetzt, als er erkannte, was die Männer da herantrugen.

Don Alvares.

Oder das, was von ihm übrig war . . .

Eine endlose Sekunde lang war Jose unfähig, auch nur einen Muskel zu bewegen. Er konnte nichts tun als dazustehen und auf die furchtbar zugerichtete Leiche zu starren.

»Was . . . was habt ihr mit ihm gemacht?« krächzte er. Seine Stimme schwankte und ging schließlich in ein Stöhnen über.

»Arachnos Fluch hat ihn getroffen!« schrie Arachno. »So wie er auch euch treffen wird!« Er klatschte in die Hände, trat einen Schritt beiseite und hob die Arme.

Jose wartete nicht erst ab, was geschah. Er warf sich blitzschnell herum und hetzte zum Haus zurück. Irgend etwas fuhr mit ekelhaftem Zischen dicht an seinem Kopf vorbei und klatschte neben ihm in einen Baumstamm.

Jose begann, im Zickzack zu laufen. Das Haus war nur knapp zwanzig Meter entfernt, aber er wußte, wie genau die Indios mit ihren Blasrohren schießen konnten. Und er wußte auch, daß die Pfeile mit tödlichem Gift bestrichen waren. Ein winziger Kratzer würde genügen, um ihn in wenigen Sekunden zu töten.

Wieder sirrte ein Bolzen an ihm vorbei, und diesmal glaubte er den Luftzug des winzigen Geschosses an der Wange zu spüren. Dann hatte er das Haus erreicht. Hinter sich hörte er Arachnos irres Lachen.

Er taumelte ins Haus, schlug die Tür zu und ließ sich schweratmend dagegensinken.

Ein Pfeil schlug mit dumpfem Geräusch hinter ihm ins Holz.

»Was ist passiert?« fragte Helena Caves erregt.

Jose rang keuchend nach Luft. »Sie . . . sie sind verrückt geworden«, stöhnte er. »Sie haben Vater ermordet. Und sie wollen auch uns umbringen.« Er stieß sich von der Tür ab, sah sich mit wilden Blicken um und rannte schließlich zum Gewehrschrank hinüber. »Wir brauchen Waffen«, sagte er. »Sie werden angreifen.«

»Aber das ist unmöglich! Wir leben seit dreißig Jahren friedlich mit ihnen zusammen, und sie haben nicht den geringsten Grund . . .«

»Doch, sie haben«, zischte Jose. Seine Angst schlug übergangslos in Zorn um. »Sie haben Vater getötet, und sie werden nicht zögern, uns auch umzubringen. Sie haben

auf mich geschossen. Wo bleiben die Männer?« Er nestelte nervös am Schloß des Gewehrschranks herum.

Die Fensterscheibe ging klirrend zu Bruch. Ein winziger Pfeil fuhr zischend an Rositas Schulter vorbei und blieb zitternd in der Holzvertäfelung über dem Kamin stecken.

»Hinlegen!« schrie Jose. Er riß eines der Gewehre aus der Halterung, gab einen blinden Schuß aus dem Fenster ab und warf sich blitzschnell zu Boden, um einem ganzen Hagel der kleinen, tödlichen Geschosse zu entgehen.

Und dann hörte der Angriff genauso plötzlich wieder auf, wie er begonnen hatte. Jose blieb noch für einige Sekunden

32

unter dem Fenstersims in Deckung, ehe er es wagte, vorsichtig aufzustehen.

Die Indios waren verschwunden, und auf dem weiten Vorplatz stand nur noch die dunkle, hochaufragende Gestalt Arachnos.

Irgend etwas bewegte sich hinter dem Unheimlichen. Jose kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können, aber alles, was er erkannte, war die Ungewisse Andeutung von Bewegung. Eine langsame, wellenförmige Bewegung, als wäre der Boden selbst zum Leben erwacht.

Für einen winzigen Augenblick riß die Wolkendecke auf, und der Mond tauchte die Baumwipfel in silbernes Licht. Dann trieb der Wind die Wolken weiter, und der Platz vor dem Wohngebäude versank wieder in barmherziges Dunkel.

Aber Jose hatte genug gesehen. Er wußte plötzlich, was seinem Schwiegervater zugestoßen war. Und er wußte auch, was Arachnos Fluch war.

Starr vor Grauen und ungläubigem Entsetzen stand er am Fenster und starrte hinaus, wo die achtbeinige, achtäugige, glitzernde, krabbelnde Flut näherkam.

Er konnte nicht einmal mehr schreien.

\*\*\*

Sie waren im Licht der ersten Sonnenstrahlen aufgebrochen. Perez hatte in dieser Nacht keinen Schlaf mehr gefunden. Nach dem Zwischenfall mit dem Kind hatte er sich zwar wieder ins Bett gelegt, aber er hatte trotz seiner Müdigkeit nicht mehr einschlafen können. Stundenlang hatte er wachgelegen, Zigaretten geraucht und die Zeltbahn über seinem Kopf angestarrt.

Das Unternehmen begann sich ganz, ganz anders zu entwickeln, als er geglaubt hatte. Zu Anfang war es reine Routine gewesen - eine der üblichen Strafexpeditionen, die er in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen unternehmen mußte, um seine Vorgesetzten und die Bevölkerung zu beruhigen.

Aber mit Rodriuez' Ankunft hatte sich alles geändert. Es war fast, als wäre mit dem Geheimdienstmann irgend etwas Fremdes, Bedrohliches in seine Welt eingebrochen, als würde Rodriuez allein mit seiner Anwesenheit den natürlichen Ablauf der Dinge stören.

Dieser Zusammenstoß gestern - es war schon fast eine kleine Schlacht gewesen, zumindest aber die größte Auseinandersetzung zwischen Soldaten und Banditen, an die Perez sich zurückerinnern konnte. Das Verhalten der Banditen war der glatte Wahnsinn gewesen - sie hätten sich genausogut gleich selbst erschießen können.

»Woran denken Sie?« fragte Rodriuez.

Perez hob die Schultern. »Eigentlich an nichts.«

»Dafür sehen Sie aber recht nachdenklich aus«, gab Rodriuez zurück.

Perez wischte sich den Schweiß von der Stirn und starrte durch die dreckverkrustete Frontscheibe des Lasters auf die Straße.

»Ich philosophiere, wenn Sie so wollen«, sagte er nach einer Weile. »Über die Ungerechtigkeit der Welt.« Er lächelte, als habe er einen guten Scherz gemacht, aber

Rodriuez blieb ernst.

»Sie finden sie ungerecht?«

Perez nickte. »Sie nicht? Finden Sie es etwa richtig, daß wir uns hier ablagen müssen, nur weil irgendwo in der sogenannten zivilisierten Welt Politiker herumsitzen und mit Killersatelliten spielen?«

Rodriuez lächelte jetzt doch. »Seien Sie froh, daß es keine Kobaltbombe war«, sagte er gleichmütig. »Sonst würden Sie sich jetzt schon die Radieschen von unten betrachten.«

»Jedenfalls müßte ich mich dann nicht über die schlechteste Straße der Welt quälen«, murrte Perez. Seine Hände schmerzten von den harten Stößen, die die Achsen des Wagens über die Lenkung weitergaben, und sein Kreuz fühlte sich an, als müsse es jeden Augenblick durchbrechen.

Die Straße war kaum zu erkennen.

33

Eine schmale, unkrautüberwucherte Fahrspur schlängelte sich zwischen Sumpflöchern, Bäumen und Felsen hindurch. Der Wagen rumpelte über halbvermoderte Baumstämme und Steine, brach mahlend durch Unterholz und schlug manchmal mit brachialer Gewalt in Schlaglöcher. Die Sonne war noch lange nicht auf dem Höhepunkt ihrer Bahn angelangt, aber es war bereits jetzt unerträglich heiß im Führerhaus des Lkw.

»Wie weit ist es noch?« fragte Rodriuez.

»Wir sind da. Don Alvarez' Domizil liegt gleich da hinten.«

Der Lastwagen rumpelte um eine letzte Biegung, und die Plantage lag vor ihnen.

Der Dschungel hörte übergangslos auf, als hätte jemand mit einem gigantischen Messer eine scharfe Trennlinie zwischen den wild wachsenden Bäumen des Mato Grosso und den saubereren Baumreihen der Pflanzung gezogen.

Perez trat plötzlich so hart auf die Bremse, daß Rodriuez im Sitz nach vorne geworfen wurde und unsanft gegen die Scheibe krachte.

»Was ist denn in Sie gefahren?« schnaubte er.

Perez machte ein unwillige Handbewegung. »Da stimmt etwas nicht«, sagte er. Auf seinem Gesicht lag ein angespannter, mißtrauischer Ausdruck.

»Was stimmt nicht?« Rodriuez sah zu den niedrigen, weißen Gebäuden hinüber. »Ich kann nichts Auffälliges feststellen.«

Perez nickte. »Eben. Es ist zu ruhig. Um diese Zeit müßten die Männer längst draußen bei den Pflanzungen sein. Und Don Alvares stellt immer Wachen auf. Immer.« Er nahm den Fuß von der Bremse, legte den ersten Gang ein und fuhr im Schrittempo weiter.

Fünzig Meter weiter fanden sie die erste Leiche.

Perez sah den reglosen Körper, der halbverborgen vor ihnen im Gras lag, im letzten Moment. Er brachte den Wagen zum Stehen, öffnete die Tür und sprang ins Freie.

Rodriuez verließ den Wagen auf der anderen Seite. Noch im Hinausspringen zog er seine Waffe. Aber es gab nichts, auf das zu schießen sich gelohnt hätte. Das riesige, weite Areal der Plantage lag wie ausgestorben vor ihnen. Ein paar Vögel lärnten in den Bäumen in ihrer Nähe, und aus dem nahen Dschungel drang das Gezeter einer Affenhorde, aber ansonsten war es still. Zu still, wie Perez fand.

Vorsichtig näherte er sich der reglosen Gestalt. Er sah sofort, daß hier jede Hilfe zu spät kam. Der Boden rings um den reglosen Körper war dunkel von geronnenem Blut, und eine Spur aus halb niedergedrücktem Gras markierte den Weg, den der Mann sich entlanggeschleppt hatte, um hier zu sterben. Perez war plötzlich froh, daß der Mann auf dem Gesicht lag. Bei all dem Blut, das er verloren hatte, mußte er schrecklich verwundet sein.

»Wer ist das?« fragte Rodriuez. Er hatte unwillkürlich die Stimme gesenkt, fast, als fürchte er, durch zu lautes Sprechen irgend etwas zu wecken.

Auch Perez spürte eine seltsame, mit Vernunftgründen nicht zu erklärende Angst. Er fror plötzlich, trotz der Sonne, die unbarmherzig auf sie herabsengte. Ihre ganze Umgebung schien eine seltsame, widernatürliche Kälte auszustrahlen.

»Wer ist das?« wiederholte Rodriuez.

Perez zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht«, sagte er langsam. »Vermutlich einer der Arbeiter, seiner Kleidung nach zu schließen.«

Rodriuez kniete neben dem Mann nieder. »Helfen Sie mir«, verlangte er.

Perez unterdrückte seine Abscheu und half dem Geheimdienstmann, den Leichnam auf den Rücken zu drehen.

Der Anblick ließ ihn aufstöhnen.

Gesicht und Oberkörper des Mannes waren von hunderten der kleinen, halbkreisförmigen Wunden übersät. Aber das war nicht das Schlimme.

Perez rückte unwillkürlich ein wenig von der Leiche ab. Aus den Augenwinkeln sah er, wie sich Rodriuez Gesicht vor Ekel verzog.

Die Haut des Mannes war mit einem hellen, weißlichen Schleim überzogen, von dem ein ekelhafter Gestank ausging. Und seine Gesichtszüge hatten sich auf erschreckende Weise verändert. Perez

36

fühlte sich an eine Wachspuppe erinnert, die zu lange in der Sonne gestanden hatte. Es war, als hätte etwas den Körper des Mannes aufgeweicht, als hätten die Muskeln unter der bleichen Haut ihre Festigkeit verloren und wären in sich zusammengesackt wie weicher Kuchenteig.

»Was - was ist das?« fragte Rodriuez mit erstickter Stimme. »Was ist dem Mann passiert?«

Perez wußte keine Antwort. Er fühlte sich plötzlich unglaublich hilflos und einsam. Und er spürte, wie sich in seinem Innern langsam Angst aufbaute, eine schleichende, kriechende Angst, die seine Gedanken zu durchtränken begann und jeden Ansatz von vernünftigem Denken erstickte.

»Ich weiß es nicht«, sagte er schließlich. Sein Blick traf Rodriuez. Aber in den Augen des Geheimdienstmannes stand die gleiche Hilflosigkeit, die auch Perez verspürte. Und auch die gleiche Angst.

Er stand auf. »Gehen wir zum Haus hinüber«, sagte er schweratmend. »Vielleicht erfahren wir dort mehr.«

Rodriuez zögerte. Seine Finger spielten nervös am Abzug seiner Pistole. Schließlich nickte er. »Gut.«

Perez ging zum Wagen zurück und ließ die Männer absitzen. »Drei von euch bleiben hier und passen auf den Jungen auf«, sagte er knapp. »Die anderen mit mir.«

Er führte die Gruppe absichtlich dicht an dem Leichnam vorbei. Er wußte nicht, was für Schrecken sie noch erwarten würden, aber die Männer sollten wenigstens nicht ganz unvorbereitet sein.

Perez beobachtete die Reaktion der Männer genau. Auf den meisten Gesichtern spiegelte sich Abscheu und Ekel, als sie die Leiche sahen, aber auch Erschrecken und Angst.

Sie rückten in einer weit auseinandergezogenen Schützenkette auf das Gebäude zu. Aber was immer Perez auch erwartet hatte, es geschah nichts. Das Wohnhaus lag still und ruhig vor ihnen, ein flacher, irgendwie beunruhigend wirkender Bau.

Perez ließ die Männer anhalten, als sie sich dem Gebäude bis auf zehn Meter genähert hatten. Es war deutlich zu erkennen, daß hier ein Kampf stattgefunden hatte. Die Tür hing schief in den Angeln, und die kostbaren Bleifenster waren zersplittert und

zerschlagen. Leichter Brandgeruch lag über der Szene.

Perez atmete tief ein. »In Ordnung«, sagte er laut. »Ich gehe hinein. Ihr gebt mir Deckung. Und wenn euch irgend etwas gefährlich vorkommt, schießt.«

Rodriuez erschien neben ihm. »Ich komme mit«, sagte er entschlossen.

Perez nickte dankbar. Er hatte Rodriuez nicht fragen wollen, aber er war froh, dieses unheimliche Gebäude nicht allein betreten zu müssen.

Sie näherten sich vorsichtig der Tür. Beim Näherkommen sahen sie, daß der Eingang ebenfalls mit diesem seltsamen, stinkenden Schleim besudelt war. Der Anblick erinnerte Perez an etwas, aber er konnte nicht sagen, woran.

»Was ist das?« Rodriuez deutete mit einer Kopfbewegung auf einen winzigen gefiederten Pfeil der in Kopfhöhe im Türrahmen steckte. Er wollte danach greifen, aber Perez schlug ihm gedankenschnell die Hand beiseite. »Nicht anfassen«, sagte er. »Das ist ein Blasrohrpfeil. Die Dinger sind fast immer vergiftet. Sie wissen, wie schnell Curare wirkt?«

Rodriuez antwortete nicht, aber sein Gesicht wurde um mehrere Nuancen heller.

»Indianer?« fragte er.

Perez zuckte mit den Schultern, trat die Tür mit dem Fuß auf und spähte vorsichtig ins Haus.

Der Raum war leer. Sonnenlicht fiel in schrägen Bahnen durch die zertrümmerten Fenster herein, zeichnete verwirrende Muster in den Staub auf dem Fußboden. Allem Anschein nach hatte auch hier ein Kampf getobt. Die Einrichtung war zertrümmert, und auf dem Boden waren große, dunkle Flecken, die Perez sich lieber nicht genauer ansehen wollte.

37

Und auch hier dieser seltsame, süßlich-ekelerregend stinkende Schleim.

Perez durchmaß das Zimmer mit ein paar schnellen Schritten und stieß die Tür zum angrenzenden Raum auf. Auch hier waren Möbel umgestoßen, Geschirr zerschlagen, Bilder von den Wänden gerissen. Der widerwärtige Geruch des Schleims war fast unerträglich.

Perez drehte sich unter der Tür um. »Nichts.«

»Was . . . was ist hier passiert?« fragte Rodriuez.

»Das weiß ich genausowenig wie Sie!« schnappte Perez. Seine Angst schlug unvermittelt in Zorn um. Don Alvares und er waren vielleicht keine Freunde gewesen, aber er hatte den alten, stolzen Spanier irgendwie gemocht. Und er wußte, daß er nicht mehr am Leben war. Keiner von denen, die hier im diesem Raum gelebt hatten, waren noch am Leben. Das Haus schien in eine fast körperlich spürbare Aura des Todes gehüllt zu sein.

»Gehen wir«, sagte Perez mit schwankender Stimme. Er war froh, diese Stätte des Todes und der Zerstörung verlassen zu können. Rodriuez widersprach nicht.

Wahrscheinlich empfand er ebenso.

»Was glauben Sie?« fragte Rodriuez, als sie wieder auf dem Vorplatz standen. »Waren das die Indios?«

»Vielleicht. Obwohl ich mir das nicht vorstellen kann«, antwortete Perez nach kurzem Überlegen. »Es gibt im Umkreis von hundert Meilen nur einen Stamm - die Sochos. Aber die sind friedlich. Ich glaube, sie sind froh, wenn man sie in Ruhe läßt.« Er drehte sich mit einem Ruck zu seinen Männern um.

»Durchsucht die anderen Gebäude«, befahl er. »Vielleicht finden wir doch noch eine Spur.«

Die Männer gehorchten schweigend.

»Diese Sochos«, begann Rodriuez nach einer Weile. »Wo leben sie genau?«

Perez sah ihn nachdenklich an. »Westlich von hier. Am Fluß«, antwortete er. »Ich

weiß was Sie denken - ihr Stammesgebiet liegt am Rande der Todeszone.«

Rodriuez nickte stumm.

»Aber wir dürfen uns nicht zu irgendwelchen falschen Schlüssen verleiten lassen«, fuhr Perez fort. »Nur, weil hier ein Pfeil im Türrahmen steckt, heißt das noch lange nicht, daß die Täter wirklich Sochos waren. Außerdem«, fügte er etwas lauter hinzu, »ist mir diese Spur etwas zu auffällig. Ich kann mir nicht vorstellen, daß jemand sich alle Mühe gibt, die Spuren zu verwischen, und dann ausgerechnet das da vergißt.« Sie gingen zu der niedrigen, langgestreckten Scheune hinüber, die sich an das Wohngebäude anschloß. Es war überall das gleiche Bild: Zerstörung, Verwüstung und Chaos. Und überall dieser stinkende, ekelhafte Schleim.

»Ich möchte wissen, was das für ein Zeug ist«, sagte Rodriuez angeekelt, nachdem er beinahe in einer Schleimpfütze ausgerutscht wäre und seine Stiefel im Stroh abwischte.

»Ich habe keine Ahnung, aber. . . still!«

Perez erstarrte.

»Was ist?« fragte Rodriuez.

»Ich höre etwas«, flüsterte Perez. »Ganz deutlich.« Er sah sich suchend im Raum um. Sein Blick fiel auf einen kleinen, halb zusammengestürzten Bretterschlag am südlichen Ende des Raumes.

Rodriuez hörte das Geräusch jetzt auch: ein seltsames, kratzendes Schaben, als versuche irgend etwas, sich aus dem zusammengestürzten Trümmerhaufen zu befreien.

»Kommen Sie«, sagte Perez. Vorsichtig, die Waffen schußbereit in Händen, näherten sie sich dem Verschlag.

Der Gestank schien mit jedem Schritt, den sie näher kamen, unerträglicher zu werden. Perez rang hörbar nach Atem, aber er war entschlossen, das Geheimnis jetzt zu lüften. Hinter ihm näherten sich zwei oder drei Soldaten, neugierig geworden durch das seltsame Verhalten ihres Kommandanten.

Den Grund für den unerträglichen Gestank fanden sie schnell. Der Bretterschlag schien von dem widerwärtigen Schleim geradezu durchtränkt zu sein. Das Holz war unter der zersetzenden Wirkung der Masse aufgeweicht und in sich zusammengesunken. Und sie hörten das Schaben jetzt ganz deutlich. Irgend etwas Hartes, Kräftiges stieß von innen

38

gegen die zusammengestürzte Masse und versuchte, sich zu befreien.

Rodriuez griff nach einem herumliegenden Stock und stocherte in der ekelhaften Masse. Das Geräusch verstummte für zwei, drei Sekunden, um gleich darauf verstärkt wiederzukehren. In den Bretterhaufen kam Bewegung. Der Schleim floß in langen, öligen Bahnen zu Boden, und zwischen den Brettern erschien ein schwarzer, haariger Körper.

Perez spürte, wie sein Herz einen Sprung tat. Ein unartikulierter Laut kam über seine Lippen. Eine eiskalte Hand schien über seine Kopfhaut zu streichen, und seine Gesichtshaut zog sich prickelnd zusammen.

Neben ihm wich Rodriuez mit einem erstickten Aufschrei zurück und übergab sich. Perez war für einen endlosen Moment unfähig, den Blick von der ekelregenden Kreatur zu nehmen, geschweige denn irgend etwas zu tun.

Er hatte in seinem Leben schon viele Spinnen gesehen. Er war hier in der grünen Hölle aufgewachsen, und Spinnen jeder Art und Größe nötigten ihm höchstens noch ein leises Unbehagen ab.

Aber er war noch nie einem solchen Giganten unter den Arachniden begegnet. Der Körper des Tieres war so groß wie ein Fußball, und die Spanne seiner

ausgebreiteten, schwarz behaarten Beine mußte über einen halben Meter betragen. Das Schlimmste aber waren die Augen. Der Blick der acht kalten, glitzernden Facettenaugen ruhte für eine endlose, grauenhafte Sekunde lang auf Perez, fast, als überlege das Tier, ob es ihn angreifen oder sein Heil in der Flucht suchen sollte. Perez taumelte zurück, riß sich gewaltsam von dem hypnotischen Bann der schimmernden Augen los und feuerte. Der Schuß ging daneben, aber er verscheuchte das Ungeheuer.

Die Spinne wirbelte mit phantastischer Schnelligkeit auf die offenstehende Scheunentür zu.

Aber sie erreichte sie nicht. Einer der Soldaten sprang mit einem heiseren Aufschrei vor und spießte sie mit seinem Bajonett auf. Die Spinne stieß ein helles, schmerzliches Zirpen aus, warf sich auf den Rücken und blieb noch einen Herzschlag lang mit zuckenden Beinen und klappernden Kiefern liegen.

Perez bückte sich, um Rodriuez vom Boden aufzuhelfen. Sein Herz hämmerte schmerzhaft laut und schnell, und seine Hände zitterten unkontrolliert, als er die Pistole in die Halfter zurückschob.

Aber im Vergleich mit Rodriuez schien es ihm noch glänzend zu gehen. Der Geheimdienstmann lag mit seltsam starrem Gesichtsausdruck auf dem Boden. Seine Hände führten winzige, unkontrollierte Bewegungen aus, und aus seiner Kehle drang ein schrilles, wimmerndes Stöhnen.

Perez berührte ihn fast sanft an der Schulter. »Rodriuez! Was ist mit Ihnen?«

Der Geheimdienstmann wich aufschreiend zurück. In seinen Augen stand für einen winzigen Moment ein irres, panisches Flackern, und sein Gesicht verzerrte sich wie unter grauenhaften Schmerzen.

»Verdammt, Rodriuez, was ist passiert?« schrie Perez. »Sind Sie verletzt?«

Rodriuez beruhigte sich langsam. Er hörte auf zu schreien, aber seine Hände zitterten immer noch unkontrolliert. Aus seinem Mund lief Speichel. Der Mann mußte halb wahnsinnig vor Angst sein.

Perez redete beruhigend auf ihn ein. Seine Stimme nahm einen sanften, eintönigen Klang an, und nach einiger Zeit begann Rodriuez darauf zu reagieren. Sein Blick klärte sich.

»Was . . .« Er brach ab, sah sich mit unsicheren, ängstlichen Blicken um und versuchte aufzustehen.

Perez half ihm.

»Ich . . . ich muß mich entschuldigen«, sagte Rodriuez weinerlich. Von seiner normalen Härte und Unbeugsamkeit war nichts mehr geblieben. Er war nur noch ein zitterndes, verängstigtes Nervenbündel, eine Karikatur des Rodriuez, den Perez bisher erlebt hatte.

Mit einem Mal hatte er Mitleid mit ihm.

39

»Wirklich, ... es ... es tut mir leid. Ich habe die Beherrschung verloren.«

Perez lächelte aufmunternd. »Das macht nichts, Rodriuez. So etwas kann jedem passieren. Ich habe schon Männer unter viel geringeren Belastungen zusammenbrechen sehen.«

Rodriuez sah ihn dankbar an. »Ist sie ... weg?«

»Tot«, entgegnete Perez. »Leutnant Valderia hat sie erstochen. Sie liegt dort vorne. Ich glaube, wir sollten sie uns ansehen.«

Rodriuez zuckte zusammen, als habe er einen Schlag erhalten. »Nein. . . ich . . .«

»Was haben Sie eigentlich?« fragte Perez geduldig. »Sie ist tot. Sie kann Ihnen nichts mehr tun.«

Rodriuez schüttelte den Kopf. Sein Haar war schweißnaß und verklebt, und unter der

Sonnenbräune war er leichenblaß geworden. »Darum geht es nicht, Perez. Es ist... das ist eine Art Krankheit, verstehen Sie? Eine Phobie. Ich weiß nicht, ob Sie sich unter diesem Begriff etwas vorstellen können, aber...«

»Das kann ich«, unterbrach ihn Perez. »Ich bin nicht ganz so ungebildet, wie Sie vielleicht glauben.«

Rodriuez schien die Spitze gar nicht wahrzunehmen. »Dann wissen Sie ja vielleicht auch, was eine Arachnophobie ist«, sagte er gepreßt.

Perez nickte. »Und Sie leiden daran?«

»Ja. Ich ... ich hatte gedacht, daß ich darüber hinweggekommen wäre. Ich habe extra eine Therapie gemacht, bevor ich hierherkam. Niemand sollte etwas davon erfahren, wissen Sie. Ich . . .«

»Ich verstehe Sie sehr gut«, unterbrach ihn Perez. »Ein Supermann wie Sie darf keine Schwächen haben, stimmt's? Sie konnten nicht zugeben, daß Sie unter krankhafter Angst vor Spinnen leiden, sonst hätte man jemand anderes hierhergeschickt.«

»Aber das stimmt doch gar nicht«, protestierte Rodriuez. »Ich habe es überwunden. Ich kann jede normale Spinne anfassen, wenn's sein muß. Aber das . . .«

»Damit konnte niemand rechnen«, nickte Perez. »Wenn ich ehrlich bin, war ich selbst ziemlich schockiert.«

Rodriuez starrte ihn schweigend an. An seinem Hals zuckte ein Muskel. »Jetzt verachten Sie mich, stimmt's?« fragte er leise.

Perez zögerte. »Nein«, antwortete er schließlich. »Jeder Mensch hat seinen wunden Punkt. Ehrlich gesagt, sind Sie mir jetzt fast sympathisch geworden.« Er seufzte, drehte sich um und ging langsam auf das Tor zu. »Bleiben Sie hier, wenn Sie meinen, den Anblick nicht ertragen zu können«, sagte er in freundschaftlichem Ton. »Ich werde mir unsere haarige Freundin einmal ganz genauer ansehen.«

Zu seiner Überraschung folgte ihm Rodriuez nach kurzem Zögern. »Es ist besser, wenn ich gleich anfangen, mich daran zu gewöhnen«, sagte er tapfer. »Die einzige Möglichkeit, eine Phobie abzubauen, wissen Sie?«

Perez grinste. »Sie sind doch noch der Alte.«

Mittlerweile waren auch die übrigen Soldaten, angelockt durch den Schuß und die aufgeregten Rufe der Männer, hereingeeilt und hatten einen weiten Kreis um den Kadaver der Riesenspinne gebildet.

Perez trat neugierig näher und kniete neben dem toten Monstrum nieder. Selbst er konnte sich eines gewissen Ekels nicht erwehren. Aber immerhin war das Ding tot. Es stellte keine Gefahr mehr dar, sondern war nur noch ein häßliches, abstoßendes Etwas.

Die Spinne hatte in der typischen Manier, in der ihre Rasse zu sterben pflegte, die Beine zusammengekrümmt, und lag jetzt wie eine riesige, achtfingrige Hand vor Perez auf dem Boden. Angewidert betrachtete Perez die dünnen, schwarzbehaarten Beine, den aufgedunsenen Körper. Die Augen . . . Selbst im Tod schien noch so etwas wie Intelligenz in ihnen zu schlummern. Das seltsame Verhalten des Tieres fiel ihm wieder ein. Er wußte, daß die Spinne überlegt, regelrecht *überlegt* hatte, was sie tun sollte. Und sie war in Richtung auf den Ausgang geflohen, anstatt, wie es ihr Instinkt eigentlich hätte vorschreiben sollen, in das schattige Dunkel im Hintergrund der Scheune zurückzuweichen.

»Rodriuez!«

40

Rodriuez kniete neben ihm nieder. Seine Lippen bebten, und seine Augen waren angstvoll geweitet, aber er hielt den Blick tapfer auf die widerwärtige Kratur gerichtet.

»Die Kiefer!« sagte Perez. »Sehen Sie sich die Kiefer an!« Es waren fingerlange, messerscharfe Zangen, die aus der Unterseite des Kopfes herauswuchsen. Sie

schimmerten hart und metallisch, und sie schienen kräftig genug zu sein, einem Mann mit einem einzigen Biß einen Finger abzuschneiden.

»Wissen Sie jetzt, wo die Wunden herkommen?«

Rodriuez nickte verkrampft. Er schluckte. »Aber das . . . das bedeutet . . .«

»Daß es noch mehr von dieser Sorte gibt«, nickte Perez. »Ja.«

Er stand auf, ging ins Freie und holte tief Luft.

Rodriuez trat neben ihn.

»Ich glaube, wir begraben das Kriegsbeil«, sagte Perez nach endlosen Sekunden. »

Was immer dort auf dem Hochplateau lauert - wir müssen es vernichten.«

Rodriuez nickte stumm.

Aus dem nahen Waldrand drangen die Geräusche des Dschungels zu ihnen. Wind strich durch die Baumwipfel, raschelte mit Gras und Unterholz und klapperte mit einem losen Fensterrahmen.

Aber es war ein kalter Wind, und Perez fror plötzlich.

\*\*\*

Er hatte den Anblick immer noch vor Augen.

Und er wußte, daß er das Bild niemals wieder vergessen würde. Ein paar der Arbeiter waren zum Schluß mit hoch erhobenen Händen aus dem Haus gekommen, aber Arachno hatte keine Gnade gekannt. Er hatte den Indios die totale Vernichtung ihrer Feinde versprochen, und er hatte sein Versprechen - wenigstens an diesem Abend - gehalten.

William stöhnte. Es war der erste Laut, den er seit ihrer Rückkehr in die Festung abgegeben hatte, und er erschrak beinahe vor dem Klang seiner eigenen Stimme.

»Ich dachte schon, es hätte dir die Sprache verschlagen«, sagte eine dünne, krächzende Stimme neben ihm. »Wie hat dir meine kleine Demonstration gefallen?«

William drehte sich mühsam herum. Es fiel ihm immer noch schwer, dem Blick dieser kleinen, gelben Augen standzuhalten, aber die ohnmächtige Wut, die in ihm tobte, gab ihm zusätzliche Kraft.

»Warum?« fragte er gepreßt.

Arachno lachte dünn. Seine schmalen, hornigen Lippen verzogen sich zu einer Grimasse, die vielleicht ein Lächeln darstellen sollte. »Warum?« wiederholte er. Er stand auf, atmete hörbar ein und begann, langsam im Raum auf und ab zu gehen. »Ich glaube nicht, daß du es verstehen würdest, selbst wenn ich es dir sagen wollte.«

William schluckte. Selbst seine Stimme hatte sich verändert. Wenn er die Veränderung nicht von Anfang an miterlebt hätte, hätte er niemals geglaubt, daß das der gleiche Mann war, mit dem er zusammen aufgewachsen und zur Schule gegangen war.

»Nenn es eine Demonstration«, sagte Arachno leise. Er fuhr herum, blieb hochaufgerichtet stehen und sah William aus brennenden Augen an. »Du hast genug über Politik gelernt, um zu wissen,

41

daß man primitiven Kulturen am besten durch Demonstrationen der Stärke beeindruckt.«

»Wenn man dich so hört«, sagte William, »könnte man kaum glauben, daß du verrückt bist. Du redest beinahe vernünftig.« Zu seiner eigenen Überraschung nahm ihm Arachno die Worte nicht einmal übel.

»Wenn es dir Spaß macht, halte mich ruhig für verrückt«, sagte er gleichgültig. Sein Gesicht zuckte. Die Narben auf seiner Stirn bewegten sich, als wäre die Haut zu geheimnisvollem, eigenständigem Leben erwacht. Er schien es nicht zu bemerken. »Man muß ungewöhnliche Wege gehen, wenn man Ungewöhnliches erreichen will, nicht wahr?«

»Ungewöhnliche Wege? Mord, meinst du.«

»Mord.« Arachno machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ein gewaltiges Wort, William. Die Toten eines Krieges sind keine Ermordeten . . .«

»Krieg!«

»Ja, Krieg!« brüllte Arachno. »Vielleicht wirst du es eines Tages begreifen, wenn ich das auch allmählich bezweifle. Ich weiß, daß du mich für verrückt hältst, genau wie Joseph und Kent mich für verrückt gehalten haben. Aber Joseph und Kent sind tot, und auch du bist in meiner Gewalt. Vergiß das nicht. Was zählt, ist allein der Erfolg, nicht die Wege, die dorthin führen.«

»Erfolg?« William stand auf und ging langsam auf Arachno zu. Die beiden Indios, die neben der Tür Wache standen, lösten sich von ihren Plätzen, aber Arachno scheuchte sie mit einer Geste zurück. »Keine Sorge«, sagte er im Dialekt der Sochos. »Er wird mir nichts tun. Nicht wahr, William - du wirst mir nichts tun, oder? Du denkst doch noch an das Mädchen?«

William erbleichte.

»Du . . . du . . .«

»Sie ist noch hier«, nickte Arachno. »Selbstverständlich. Es geht ihr gut. Und solange du tust, was ich sage, wird ihr auch nichts geschehen, das verspreche ich dir. Wie kommst du mit der Arbeit voran?«

William drehte sich, um den Blick dieser irrsinnigen, flackernden Augen nicht mehr ertragen zu müssen. Er konnte Arachno nicht mehr ansehen, ohne das Bild der verwüsteten Plantage vor sich zu sehen, ohne die Schreie der Sterbenden zu hören, das Grauen in ihren Augen wieder zu sehen, als sie begriffen, daß der achtbeinige Tod ihnen keine Chance lassen würde.

»Nun?«

William stieß die Luft scharf zwischen den Zähnen aus.

»Arbeit!« sagte er. »Wie soll ich hier arbeiten? Sieh dich doch um!« Er wies mit einer zornigen Geste auf das Sammelsurium aus Bechern, Schalen, Gläsern, Kolben und Flaschen auf dem niedrigen Steintisch. »Das ist kein Laboratorium, sondern eine Alchimistenküche aus dem vorletzten Jahrhundert!«

Arachno nickte ungerührt. »Das Beste, was ich dir bieten kann. Im Augenblick wenigstens. Aber ich bin sicher, daß du auch so Erfolg haben wirst.« Der Ton seiner Stimme wurde ätzend. »Mein Vertrauen in deine Fähigkeiten ist grenzenlos, William.«

»Fähigkeiten! Was nützen mir meine Fähigkeiten, wenn ich nicht einmal das primitivste Werkzeug habe. Außerdem verlangst du viel. Viel zuviel.«

»Ich weiß. Hättest du eher mit mir zusammengearbeitet, stündest du jetzt nicht so unter Zeitdruck.«

»Paul, ich . . .«

»Nenn mich nicht Paul!« schrie Arachno. Seine Augen flammten auf, und sein Gesicht verzog sich zu einer wütenden Teufelsfratze. »Ich bin Arachno, der Sohn der Götter, merk dir das!« Seine Wut verrauchte genauso schnell wieder, wie sie entflammt war. »Also?« schnappte er. »Wie lange brauchst du noch?«

William zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht. Ich brauche mehr Werkzeug. Anständiges Material, Licht, ein Mikroskop. Und einen Generator. Kannst du das besorgen?«

Arachno zögerte. »Vielleicht«, sagte er schließlich. »Ich will es versuchen.«

»Und Proben«, fügte William hastig hinzu. Er deutete mit einer Kopfbewegung auf eine Flasche mit einer winzigen Menge eines weißen, cremigen Pulvers, die auf einem gesonderten Regal stand.

42

»Mit ein paar Gramm komme ich nicht weit.«

Arachno verzog unwillig das Gesicht. »Das Mittel ist wertvoller als Gold«, zischte er. »Du verlangst ja auch, daß ich Gold mache«, gab William trotzig zurück. Sein Blick fiel auf seine Hände. »Und beeil dich«, sagte er leise. »Ich kann meine Finger jetzt schon kaum noch bewegen.« Plötzlich war er froh, daß es in der ganzen Festung keinen Spiegel gab. Der Gedanke, in einen Spiegel zu sehen und eine Visage wie die Arachnos daraus hervorgrinsen zu sehen, war ihm unerträglich.

»Das vergeht«, sagte Arachno. »Und außerdem ist es ein kleiner Ansporn für dich, schneller zu arbeiten.« Er drehte sich um, gab seinen beiden hünenhaften Wächtern einen Wink und verließ mit raschen Schritten den Raum. Ein dunkler, huschender Schatten folgte ihm mit flinken Bewegungen, und für den Bruchteil einer Sekunde fühlte William den Blick der starren Facettenaugen direkt auf sich gerichtet. Dann fiel die Tür mit dumpfem Geräusch ins Schloß, und William war allein mit sich, seinen Gedanken und Erinnerungen.

Lange Zeit, Stunden, wie es ihm hinterher vorkam, stand er mit geschlossenen Augen mitten im Raum und versuchte, mit dem Chaos in seinem Inneren fertig zu werden. Dann machte er sich mit hölzernen, ungeschickten Bewegungen an die Arbeit.

\*\*\*

»Keinen Laut jetzt!« Perez legte demonstrativ den Zeigefinger über die Lippen und bedeutete Rodriuez mit einer Kopfbewegung, in Deckung zu bleiben. »Wir sind da.« Er sprach mit jenem leisen, hastigen Flüsterton, den man ein paar Schritt weit hören konnte, aber es bestand keine Gefahr, daß jemand ihre Worte belauschte. Der dumpfe, rhythmische Trommelwirbel, der ihnen seit einer halben Stunde den Weg gewiesen hatte, verschluckte jedes andere Geräusch. Perez richtete sich vorsichtig hinter dem Busch auf, der ihm bisher Deckung gegeben hatte, und spähte über die Lichtung. Seine Vermutung schien sich zu bestätigen - von den Indios dort vorne drohte keine Gefahr mehr. Die Sonne war schon vor Stunden untergegangen, und wenn die Sochos ihre Gewohnheiten nicht radikal geändert hatten, hatte das Fest bei Dunkelwerden begonnen.

Perez löste den Feldstecher von seinem Gürtel und setzte ihn an. Normalerweise half ihm das Instrument hier, im tiefsten Dschungel, herzlich wenig. Aber der flackernde Feuerschein am anderen Ende der Lichtung beleuchtete die Szene ausreichend, und das unmusikalische Grölen der betrunkenen Indios erzählte den Rest der Geschichte. Perez sah sich in seiner Vermutung bestätigt. Die Männer tanzten in einem wilden, furchterregenden Reigen rings um das riesige Lagerfeuer. Die meisten von ihnen schienen so betrunken zu sein, daß sie sich nur noch mit Mühe auf den Beinen halten konnten, und die Anzahl dunkler, ausgestreckter Körper abseits der Tanzenden bestätigte ihm, wie weit das Fest bereits fortgeschritten war.

Er setzte den Feldstecher ab, duckte sich wieder hinter den Busch und kroch auf Händen und Knien zu Rodriuez hinüber. »Sie feiern«, sagte er.

Rodriuez nickte. »Man hört es.« Sein Gesicht war verdreht und zerkratzt vom stundenlangen Marsch durch den unwegsamen Dschungel, und seine Augen glänzten fiebrig.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?« fragte Perez.

»Es geht schon. Meine Schulter schmerzt ein wenig. Aber das kommt wahrscheinlich nur von der Anstrengung.«

Perez ging nicht weiter darauf ein. Er hatte Rodriuez mehr als einmal gewarnt, ihn zu begleiten, aber schließlich war der Geheimdienstler alt genug, um seine Grenzen zu kennen. Sie hatten den

43

Jungen zusammen mit zwei Soldaten zum Haupttrupp zurückgeschickt und waren zu Fuß zu dem Marsch durch den Dschungel aufgebrochen. Perez hatte nur eine

ungefähre Ahnung, wo das Dorf der Sochos zu suchen war, aber er kannte die Richtung, und er wußte, daß die Indios ihre Strohdörfer stets am Flußufer aufschlugen. Sie konnten es praktisch gar nicht verfehlen.

»Was haben Sie vor?« fragte Rodriuez.

Perez grinste humorlos. »Hingehen und Guten Tag sagen, was sonst.«

Ein unwilliger Schatten flog über Rodriuez Gesicht. »Im Ernst, Hauptmann.«

»Ich meine es ernst«, sagte Perez. »Wir müssen herausfinden, was hier vorgeht.

Wissen Sie eine bessere Lösung?«

Rodriuez schwieg.

»Sehen Sie«, nickte Perez. »Aber vorher werde ich noch ein paar

Sicherheitsvorkehrungen treffen.« Er richtete sich halb auf, winkte seinen

Unteroffizier zu sich und gab ihm ein paar knappe präzise Anweisungen. Der Befehl wurde im Flüsterton weitergegeben. Die Soldaten begannen sich im weiten Halbkreis um das Indianerdorf zu verteilen, wobei sie geschickt jede Deckung ausnutzten, um so dicht wie möglich heranzukommen.

Perez wartete geduldig, bis die Männer ihre Positionen eingenommen hatten.

»Ich komme mit«, sagte Rodriuez.

Perez schüttelte den Kopf. »Kommt nicht in Frage«, sagte er entschlossen. »Sie

bleiben hier. Wenn mir etwas passiert, ziehen Sie sich mit den Männern zurück und kommen mit Verstärkung wieder.« Er stand auf, ehe Rodriuez Gelegenheit zu weiteren Einwänden hatte, und trat auf die Lichtung hinaus.

Sein Herz klopfte schnell und hart, und das Dröhnen in seinen Ohren stammte zu einem Gutteil von seinem eigenen Blut.

Aber er bemühte sich, so ruhig wie möglich auf das Dorf zuzugehen.

Die Indios bemerkten ihn erst, als er schon beinahe unter ihnen stand.

Der Trommelwirbel verstummte. Der Gesang brach Stimme für Stimme ab, und die buntbemalten, auf und ab hüpfenden Leiber schienen mitten in der Bewegung zu erstarren. Perez merkte plötzlich, was für ein unangenehmes Gefühl es war, von zwei oder drei Dutzend Augenpaaren angestarrt zu werden.

»Ich grüße euch, Kinder der Socho«, sagte er laut und so ruhig, wie er eben konnte. »

Spricht einer von euch meine Sprache?«

Aus der Reihe der stumm dastehenden Männer löste sich eine alte, verhutzelte Gestalt, die durch besonders prächtige Bemalung auffiel.

»Ich spreche deine Sprache, Fremder«, sagte der Alte.

»Du bist der Häuptling?«

»Nein. Der da«, er wies auf eine reglose Gestalt, die mit offenem Mund auf dem Boden lag und schnarchte, »ist der Häuptling. Aber er ist schwach und dumm. Ich bin der Motau, der Medizinmann.«

Perez deutete ein Kopfnicken an. »Dann werde ich mit dir reden, weiser Mann«, sagte er steif.

Über das Gesicht des Alten huschte ein lauerndes, listiges Lächeln. »Sprechen? Was gibt es zu sprechen? Was willst du hier in unserem Land?«

Perez entging die plötzliche Feindseligkeit im Ton des Alten keineswegs. Aber er bemühte sich, keine Reaktion zu zeigen.

»Ihr feiert?« fragte er.

»Ja. Wir feiern den Sieg über die Fremden.«

»Sieg? Was für einen Sieg?«

Der Alte lachte gackernd. »Du bist Soldat, Fremder. Ein Krieger wie wir. Du warst bei Don Alvares, nicht wahr?«

Perez spannte sich. »Ja.«

»Dann weißt du, was wir feiern.«

»Ihr... ihr wart das?« fragte Perez verblüfft. Die Beiläufigkeit, mit der der Medizinmann den Überfall zugab, irritierte ihn.

Der Alte nickte. »Ja. Wir sind endlich aufgestanden, um uns unser Recht zu holen. Um die Eindringlinge von unserem Land zu vertreiben.«

»Aber. . . warum? Niemand hat euch etwas getan!« sagte Perez entsetzt.

»Arachno hat es befohlen.«

»Arachno?« Perez wurde hellhörig. Er hörte den Namen nun schon zum wiederholten Mal, und wieder stand es im

44

Zusammenhang mit Tod, Grauen und Mord.

»Der Gesandte -der Götter. Komm.« Der Alte machte eine einladende Geste und drehte sich um. Perez folgte ihm bereitwillig. Die Szene kam ihm immer unwirklicher vor. Er wußte nicht, was er erwartet hatte, aber das bestimmt nicht. Der alte Indio schien überhaupt keine Angst zu haben, obwohl er sich sagen mußte, daß Perez bestimmt nicht allein gekommen war.

»Du hast Männer bei dir«, stellte der Alte fest, als ob er Perez' Gedanken gelesen hätte. »Krieger wie du. Aber du wirst sie nicht brauchen. Arachno hat uns gesagt, daß ihr kommen würdet. Und er hat uns befohlen, euch in Frieden ziehen zu lassen.«

»Wer ist dieser Arachno?« »Komm. Du wirst es erfahren. Gleich.« Der Medizinmann führte Perez zu einer niedrigen Strohütte, die etwas abseits von den anderen Gebäuden errichtet war. Perez war nicht wohl in seiner Haut. Seine Erfahrung als Soldat sagte ihm, daß er im Begriff war, in eine Falle zu laufen. Aber er mußte ein Risiko eingehen, wenn er mehr erfahren wollte. Sie betraten die Hütte. Das Innere bestand aus einem einzigen, runden Raum, der von einem glimmenden Holzfeuer in Ungewisse Helligkeit getaucht wurde.

Der Alte schlurfte zu einem freien Platz in der Mitte der Hütte und ließ sich auf den nackten Lehm Boden sinken.

»Komm«, sagte er. Er blies in die Glut, warf ein paar trockene Zweige ins Feuer und wartete, bis die Flamme hell aufleuchtete. Dann beugte er sich ächzend über ein in Reisig eingeschlagenes Bündel und löste mit zitternden Fingern die Verschnürung. Eine Anzahl eng zusammengerollter Pergamentblätter kamen zum Vorschein. Perez trat näher und beugte sich neugierig über den Alten.

»Vor vielen hundert Monden«, begann der Medizinmann, »gehörte dieses Land unseren Vorvätern. Wir lebten mit der Natur in Frieden, waren Freunde mit Tier und Pflanze und waren glücklich, Mond um Mond, Jahr um Jahr, seit Anbeginn der Schöpfung.« Er machte eine Pause und sah Perez tief in die Augen. »Aber dann kamen die Eindringlinge. Menschen wie du, fremder Krieger. Große, starke Menschen mit Waffen, die meinem Volk fremd waren und es erschreckten. Sie brachten uns Tod und Krankheit, und sie stahlen uns unser Land. Aus dem Volk der Sochos wurde ein armseliger Haufen, aus stolzen Kriegern wurden Memmen, und das blühende Land unserer Kindheit wurde geschändet und zerstört. Wir haben gebetet, fremder Krieger, nächtelang, mondelang, ein Menschenleben lang. Und die Götter haben unser Flehen erhört.« Er breitete das erste Pergament aus und hielt es Perez hin.

Auf die Oberfläche des rissigen Pergaments war ein kunstvolles Bild gezeichnet. Es zeigte den Wald, im Hintergrund die Berge, und am Himmel etwas, das man mit viel Phantasie als Halbmond bezeichnen konnte. Aber daneben war noch etwas, etwas, das Perez irgendwie an einen stilisierten Blitz mit Flügeln und Adlerklauen erinnerte.

»Vor zwölf Monden sandten die Götter ihren feurigen Boten zur Erde. Er traf westlich von hier den Boden, und unter seiner Wut erzitterten die Berge. Feuer regnete vom Himmel und ein großes Stück des Waldes verbrannte unter dem zornigen Atem der Götter.«

»Der Satellit«, sagte Perez leise.

»Ich weiß, daß ihr Fremden einen Namen für alles habt. Ihr seht die Dinge an, gebt ihnen Namen und sagt: Das ist das und das ist das. Für uns war es der Bote der Götter, die langersehnte Antwort auf unser Flehen. Zuerst brachte, der Zorn der Götter Tod und Vernichtung, und viele Pflanzen und Tiere und Menschen wurden krank und starben.« Er legte ein weiteres Pergament in Perez Schoß. Seltsame, mißgestaltete Tiere waren darauf abgebildet; verkrüppelte Bäume und kranke, sterbende Menschen. »Aber dann kam Arachno. Er kam als Fremder wie ihr, aber er ging hinein in das Gebiet des Todes, und als er wieder-

45  
kehrte, hatte er die Macht der Götter auf seiner Seite.«

Ein weiteres Pergament. Perez erkannte den vagen Umriß einer menschlichen Gestalt, hochaufgerichtet und stilisiert zu einer gottähnlichen Figur.

»Arachnos Fluch wird euch treffen«, zeterte der Alte. Das letzte Pergament. Wieder die drohende Gestalt, aber diesmal wurde sie von einer Anzahl kleiner, vierbeiniger Körper begleitet.

»Die . . . Spinnen?« fragte Perez stockend.

»Arachnos Fluch. Er allein gebietet über sie. Ihm allein gehorchen sie, und auf seinen Befehl hin werden sie unsere Feinde töten.«

»Oder euch, wenn gerade nichts anderes zu fressen da ist«, knurrte Perez.

»O nein. Arachno beschützt uns. Und selbst wenn es sein sollte - wir sterben gerne, wenn unser Volk dadurch befreit wird.«

Perez stand auf. Er wußte, daß der Alte ihm nicht mehr verraten würde, aber er hatte in den letzten Minuten mehr erfahren, als er gehofft hatte.

Und mehr, als er so schnell verarbeiten konnte. Die Geschichte des Alten hörte sich verrückt an, aber irgendwo in seinem Bewußtsein war die Lösung, das Muster, nach dem das Mosaik einen Sinn ergab. Er wußte nur noch nicht, wie.

»Ich ...« Er stutzte.

Irgend etwas stimmte nicht.

Ein süßlicher, schwerer Geruch hing plötzlich in der Luft, ein ekelregender Gestank, der ihn an Schleim und Tod erinnerte.

Was dann geschah, ging viel zu schnell, als daß er noch fähig war, einen klaren Gedanken zu fassen. Er reagierte rein instinktiv, und diese Reaktion rettete ihm das Leben. Aus den Augenwinkeln heraus gewahrte er eine flüchtige, huschende Bewegung hinter sich. Er warf sich zu Boden, riß im Fallen seine Waffe heraus und schoß. Ein schwerer, haariger Körper fiel dicht vor ihm zu Boden und verendete. Aber er hatte keine Zeit, sich seines Sieges zu freuen. Eine zweite Spinne fiel von der Decke auf ihn herunter, streifte seine Wange mit ihren haarigen, kratzenden Beinen und schnappte mit ihren Giftklauen nach ihm. Perez ließ sich hintenüberfallen und trat wild aus. Er traf nichts, aber die Bewegung brachte ihn aus der Reichweite der tödlichen Klauen.

Die Spinne richtete sich vor ihm auf. Etwas Helles, Glitschiges schoß aus ihrem Hinterleib und klatschte neben ihm gegen die Wand. Ein Tropfen des ekelhaften Schleims traf seine Wange, und Perez schrie unwillkürlich vor Schmerzen auf. Das Zeug brannte, als wäre es Säure.

Er hob die Waffe, schoß und duckte sich im letzten Augenblick unter den tastenden Beinen des Ungeheuers weg. Etwas klammerte sich an sein Bein, hackte auf die schweren Lederstiefel ein, ohne das Material allerdings durchbeißen zu können, und tastete sich auf der Suche nach einer verwundbaren Stelle weiter empor.

Perez ballte die Faust und schlug mit aller Kraft nach dem Ungeheuer, das zu einem dritten Angriff auf sein Gesicht ansetzte. Der Schleimgestank war unerträglich, und es

war ein unbeschreiblich widerliches Gefühl, als seine Faust den Körper des Ungeheuers traf.

Aber er hatte Erfolg. Irgend etwas gab unter seinem Schlag nach. Die Spinne zischte wütend, hoppelte ungelentk zurück und brach zusammen. Ihre Beine bewegten sich noch immer, aber sie schien nicht mehr fähig zu sein, ihn nochmals anzugreifen.

Perez befreite sich mit einem wütenden Tritt aus der Umklammerung des letzten Monstrums, zielte und schoß zweimal hintereinander.

Aber die Gefahr war immer noch nicht vorüber. Perez hatte über dem Kampf mit den Spinnenungeheuern den Medizinmann total vergessen. Und das hätte ihm um ein Haar das Leben gekostet.

Er sah die Bewegung aus den Augenwinkeln, ließ sich gedankenschnell zur Seite fallen und riß die Arme schützend vors Gesicht. Der Alte griff ihn mit einer Wildheit an, die Perez dem scheinbar so tatterigen Greis niemals zugetraut hätte. In seiner Hand lag plötzlich ein kleines, zweischneidiges Messer.

Perez fing den Angriff mit dem Unterarm ab und schlug gleichzeitig zurück.

46

Die Klinge schnitt durch seine Uniform und hinterließ eine blutige Schramme auf seiner Haut. Gleichzeitig tasteten die skelettartigen Finger des Medizinmannes nach Perez' Hals. Seine dünnen Finger schienen übermenschliche Kraft zu besitzen, und Perez hatte alle Hände voll zu tun, um sie seinem Hals fernzuhalten und gleichzeitig auf das Messer acht zu geben, mit dem der Alte auf ihn einstach.

»Arachnos Fluch wird euch treffen!« kreischte der Medizinmann. Seine Augen schienen in einem fanatischen Feuer zu glühen. Wieder sauste das Messer herab, verfehlte Perez' Gesicht um Haaresbreite und riß einen Stoffetzen aus dem Schulterstück seiner Jacke.

Von draußen waren jetzt auch Schüsse zu hören: das dumpfe Krachen eines Karabiners, unterbrochen von den bellenden Feuerstößen einer MPi und dem hellen Peitschen von Pistolen.

Perez duckte sich unter den zupackenden Händen des Alten weg, schlang die Arme um seinen Körper und warf ihn gegen die Wand der Hütte.

Der Medizinmann ächzte, versuchte sich aufzurichten, und sackte wieder zurück.

Der kurze, heftige Kampf schien die letzten Kraftreserven des Mannes aufgebraucht zu haben. Sein Atem ging stoßweise.

Perez schob in aller Ruhe ein neues Magazin in den Griff seiner Pistole, ehe er sich umdrehte und zur Tür eilte. Er wußte, daß er keine Chance hatte, noch einmal lebend hier herauszukommen; genausowenig wie Rodriuez und die Männer. Aber er würde sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Die Falle, die die Indios den Soldaten gestellt hatten, sollte ihnen teuer zu stehen kommen.

Aber das Bild, das sich ihm bot, entsprach ganz und gar nicht seinen Vorstellungen.

Der weite, runde Dorfplatz war leer, und auch in den Hütten ringsum regte sich kein Lebenszeichen. Die Indios waren wie vom Erdboden verschwunden.

Das Fest, das Feuer, die Tanzenden und Betrunknen - alles war nur ein perfekt inszeniertes Schauspiel gewesen, um Perez und seine Soldaten in Sicherheit zu wiegen.

In den Büschen am gegenüberliegenden Ende der Lichtung blitzte es grell auf, und der berstende Donner einer explodierenden Handgranate ließ Perez zusammensucken.

»Verdammt - worauf schießen die eigentlich?« murmelte Perez.

Eine Sekunde später wußte er die Antwort. Die Soldaten - allen voran Rodriuez - brachen aus ihrem Versteck in den Büschen hervor und rannten gehetzt auf das Dorf zu.

Und hinter ihnen drängten, ein, zwei, drei Dutzend schwarzer, riesiger Spinnen auf

die Lichtung.

\*\*\*

Draußen, jenseits der meterdicken Mauern aus riesigen Steinquadern, war die Sonne aufgegangen. Trotzdem wurde es nicht richtig hell. Die schmalen Schießscharten, die die Südwand durchbrachen, ließen nur winzige keilförmige Streifen Licht herein. Dieser Raum würde, wie der übrige Teil dieser Dschungelfestung, niemals die Sonne sehen. Seit Tausenden und Abertausenden von Jahren herrschte hier die Dunkelheit, und sie würde nicht eher weichen, bis die zyklischen Mauern des Bauwerks eines Tages einstürzten. Blakende Fackeln zauberten tanzende Lichtreflexe auf die Wände, erfüllten die Schatten mit geisterhaftem Leben und tauchten den Raum in eine unwirkliche, bedrückende Atmosphäre.

William fragte sich oft, was das für Menschen gewesen sein mochten, die diese Festung errichtet hatten. Sie mußte alt sein, viel älter noch als die Titanenstädte der Inka, und bis auf dieses Bauwerk war nichts von der Kultur geblieben, die sie geschaffen hatte.

Schritte drangen in seine Gedanken. Arachno.

Er brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, wer hinter ihm stand. Niemand betrat sein provisorisches Laboratorium. Die Wilden hatten Angst vor

48

den sprudelnden, dampfenden und zischenden Flüssigkeiten, die in Töpfen und Schalen über dem Feuer rumorten. Sie hielten ihn für einen Hexer oder Zauberer, einen bösen Geist, den Arachno besiegt und in seinen Dienst gezwungen hatte.

Und so ganz unrecht, dachte er, hatten sie damit nicht einmal.

»Nun?« krächzte Arachno. »Wie weit bist du?«

William deutete mit einer vagen Geste auf eine flache Steinschüssel, in der eine übelriechende Flüssigkeit dampfte.

»Ist es das?« Arachnos Stimme hatte sich weiter verändert; sie war zu einem schrillen, mühsamen Krächzen geworden, das von rasselnden und pfeifenden Lauten unterbrochen wurde. Die Worte waren nur mühsam zu verstehen.

»Ich weiß es nicht«, antwortete William. »Soweit ich die chemische Formel mit diesem primitiven Gelumpe feststellen konnte, ja. Aber garantieren kann ich es nicht. Erst recht nicht für die Wirkung. Vielleicht ist es giftig.«

Er drehte sich um und sah Arachno ruhig in die Augen. »Probier es aus.«

Arachno lachte. »Deinen Humor hast du ja behalten«, krächzte er.

William verzog abfällig das Gesicht. »Du kannst keine Wunder von mir verlangen, Arachno. Das heißt, verlangen kannst du sie gerne, aber ich kann sie nicht liefern. Ich brauche ein modernes Laboratorium, Testgeräte, Ratten, Mäuse, Affen . . .«

»Testobjekte?« fragte Arachno. »Ich habe genug davon. Vielleicht hast du recht - man sollte es ausprobieren.« Er hob die Hand und winkte einen seiner beiden Wächter zu sich heran. Die Finger waren jetzt vollends zusammengewachsen, und der Daumen stand im seltsamen, widernatürlichen Winkel ab. Seine Haut glänzte wächsern und begann sich mehr und mehr mit drahtigem, schwarzem Haar zu überziehen.

William sah angewidert weg. Viel konnte Arachno mit dieser Klaue nicht mehr anfangen. Er hatte gewußt, wie eilig es Arachno hatte, endlich in den Besitz des Gegenmittels zu kommen, aber er hatte nicht geahnt, wie weit die Veränderung schon vor sich gegangen war.

»Ich hoffe, du hast gute Arbeit geleistet«, sagte Arachno. »Sonst. . .«

»Sonst?«

Arachno grinste schief. Seine hornigen Lippen verzogen sich. Auch seine Zähne hatten sich verändert. Sie schienen zusammengewachsen zu sein und bildeten jetzt eine einheitliche, bräunliche Hornplatte zwischen seinen Kiefern.

»Ich glaube, du wärst verrückt genug, mich vergiften zu wollen«, sagte er plötzlich.  
»Wozu?« William lachte. »Glaubst du, das wäre noch nötig? Ich brauche nur zu warten. Die Zeit arbeitet gegen dich, Arachno. Wie lange bleibt dir noch? Eine Woche? Zwei? Oder spürst du das Ende bereits, merkst schon, wie . . .«

»Hör auf!« brüllte Arachno. Seine Augen flammten in einer Kombination aus Panik und irrsinniger Wut. »Hör sofort auf!«

William wich einen Schritt zurück. Er befürchtete schon, zu weit gegangen zu sein, aber Arachnos Wut verbrauchte genauso schnell, wie sie gekommen war.

Er griff nach der Schale, reichte sie dem Indio und sagte: »Trink.«

Der Wilde gehorchte widerspruchslos. Ohne auch nur eine Miene zu verziehen, setzte er das Gefäß an und leerte es.

Arachno beobachtete seine Reaktionen genau. »Wenigstens ist es nicht giftig«, sagte er schließlich.

»Bleibt nur noch abzuwarten, ob es wirkt«, fügte William trocken hinzu.

Arachno nickte. »Wir werden es herausfinden. Komm.« Er drehte sich um und ging mit steifen Schritten auf den Ausgang zu. Seine Bewegungen wirkten seltsam hölzern und mühsam, als habe er Mühe, sie zu koordinieren. Er ging schleppend und weit vornüber gebeugt.

So wirst du auch aussehen, zuckte es durch Williams Schädel. In wenigen Wochen wirst du dieser abstoßenden Kreatur ähneln, wenn nichts geschieht.

Aber es würde etwas geschehen. Sein

49

Plan war fertig, und die Vorbereitungen zu seiner Ausführung waren beinahe abgeschlossen. Er konnte das Unheil nicht wieder gutmachen, aber er würde wenigstens versuchen, zu verhindern, daß noch mehr Verbrechen geschahen. Und daß er ebenfalls zu einem solchen Ungeheuer wurde.

Sie gingen eine Treppe hinunter, durch endlose Korridore, Hallen und Flure. William konnte sich seit dem Tag, an dem er sich endlich bereitgefunden hatte, mit Arachno zusammenzuarbeiten, frei in der Festung bewegen, aber er wußte trotzdem schon nach wenigen Minuten nicht mehr, wo sie waren. Für ihn sahen alle Gänge und Flure gleich aus; ein sinnverwirrendes Labyrinth aus Dunkelheit und Stein.

Arachno blieb vor einer schweren, aus groben Balken zusammengefügt Tür stehen. Auf einen Wink hin wuchteten die beiden Indios den Riegel beiseite und öffneten die Tür.

William fuhr unwillkürlich zurück. Diesen Teil der Festung kannte er. Er war schon einmal hiergewesen, und er wußte, was hinter jener Tür lauerte. Alles in ihm sträubte sich dagegen, den Raum zu betreten.

»Nein«, stammelte er. »Bitte . . . nicht. Ich . . .«

Arachno lächelte böse. »Angst?«

»Bitte, Arachno, ich will nicht. . .«

Zu seiner Überraschung nickte Arachno. »Wenn du nicht willst, bleib hier.« Er wandte sich ruckartig ab und gab dem Indio, der die Droge getrunken hatte, einen knappen Wink. »Geh hinein.«

Der Mann zögerte. Es war das erste Mal, daß William sah, daß ein Befehl Arachnos nicht unmittelbar befolgt wurde. Aber er wußte auch, was hinter jener Tür lauerte. Der Raum barg das absolute Grauen, das Nonplusultra des Terrors. Selbst der bloße Gedanke an das grauenhafte Ding, das dort drinnen lauerte, bereitete William Übelkeit.

»Los!« zischte Arachno, als der Indio immer noch zögerte. »Dir wird nichts geschehen.«

Der Mann schluckte. An seinem Hals zuckte ein Muskel, und für einen winzigen

Moment sah es so aus, als würde er sich weigern. Aber dann siegte der Respekt vor dem Sohn der Götter über die Angst. Er straffte die Schultern, warf den Kopf in den Nacken und ging mit langsamen Schritten durch die Tür.

»Nein!« schrie William. »Nicht!«

Der Indio blieb stehen.

»Nicht?« fragte Arachno lauernd. »Warum nicht? Hast du kein Vertrauen mehr in deine eigenen Fähigkeiten?«

»Es war. . . eine harmlose Tinktur«, gestand William. »Wasser, ein bißchen Farbe . . .« Arachno lächelte. »Ich weiß«, sagte er einfach.

»Du . . . weißt?«

»Natürlich. Du scheinst mich für dümmer zu halten, als ich bin. Nicht einmal ein so genialer Biochemiker wie du könnte unter diesen Bedingungen in wenigen Tagen ein Gegenmittel gegen ein Gift erfinden, an dem jahrelang Wissenschaftler gearbeitet haben.«

»Aber warum hast du . . .«

»Ich wollte sehen, wie weit du es treibst«, sagte Arachno. »Ich dachte, du hättest mehr Mut. Es wäre klüger gewesen, den Indio sterben zu lassen - vielleicht wäre ich dann darauf hereingefallen und hätte geglaubt, daß es wirklich nur ein Versehen war. Du hättest eine zweite Chance gehabt, weißt du.«

William schluckte mühsam. »Du . . . du bist ein verdammtes Monster«, sagte er leise.

»Schweig!«

William schüttelte den Kopf. »Nein. Du kannst mich nicht mehr einschüchtern, Paul. Du wirst mich sowieso umbringen, und wenn du es nicht tust, tut es das Gift. Du kannst mich für das bestrafen, was ich getan habe, aber du wirst mir folgen. Und dein Schicksal wird schlimmer sein.«

»Bist du sicher?« fragte Arachno. Der Ton, in dem er diese Worte aussprach, ließ William erschauern.

Arachno drehte sich betont langsam herum und starrte den Eingeborenen an, der unter der Tür stehengeblieben war.

»Geh hinein«, sagte er ruhig.

»Arachno! Nicht!«

Arachno brachte ihn mit einer herrischen Geste zum Schweigen. »Vielleicht

50

sollte ich dich an seiner Stelle dort hineinschicken«, sagte er gleichmütig.

»Aber ich denke, sein Schicksal wird dir Warnung genug sein. Vielleicht überlegst du dir dann, ob du mich noch einmal betrügst. Das nächste Testobjekt könntest du selber sein.« Er machte eine befehlende Geste und sah den Indio an. »Los! Gehorche.«

Der Indio ging.

Für ein, zwei Minuten geschah überhaupt nichts. Die Zeit floß träge dahin, während William sich in hilfloser Wut unter dem Griff des zweiten Indios wand und dem Hämmern seines eigenen Herzens lauschte.

Und dann erscholl aus dem Raum ein gräßlicher Schrei, der sich quer durch das gesamte Spektrum der menschlichen Stimme schwang und mit erschreckender Plötzlichkeit abriß.

\*\*\*

»Zum Feuer!« schrie Perez. »Versammelt euch um das Lagerfeuer!« Er hetzte los, schoß im Laufen blind in die schwarze, heranrollende Woge aus haarigen Körpern und klickenden Kiefern und sah sich verzweifelt nach allen Seiten um. Links schnitt ihnen der Fluß den Weg ab; ein breites, brackiges Gewässer, in dem es mehr Piranhas und Krokodile als Wasser gab, und in den anderen drei Richtungen bildete der Dschungel eine beinahe undurchdringliche Wand. Nicht zu vergessen die Indios.

Perez war sicher, daß sie irgendwo ganz in der Nähe lauerten und den Kampf beobachteten.

Er erreichte das halb niedergebrannte Lagerfeuer, ließ sich auf ein Knie fallen und schoß wieder; diesmal ruhiger und gezielt. Seltsamerweise hatte er überhaupt keine Angst - es war ein Kampf gegen einen mörderischen Gegner, eine Auseinandersetzung auf Leben und Tod, aber mehr auch nicht. Er war viel zu sehr damit beschäftigt, zu überleben, als daß er noch Zeit für Grauen oder Erschrecken gehabt hätte.

Ein Geräusch in seinem Rücken ließ ihn herumwirbeln. Aber es war nur Rodriuez, der schweratmend neben ihm zu Boden sank und mit fliegenden Fingern ein neues Magazin in seine Maschinenpistole schob.

»Eine Falle«, stöhnte er. »Das war eine verdammte Falle.« Perez nickte grimmig. »Das stimmt. Aber wir haben später Zeit, uns Vorwürfe zu machen.« Er hob die Pistole, zielte auf eines der Spinnenmonster, das dem Feuer bedrohlich nahe gekommen war, und schoß.

»Sie tauchten plötzlich in unserem Rücken auf«, berichtete Rodriuez. »Es war fast, als ... als hätten sie auf der Lauer gelegen.«

Langsam versammelte sich der Rest der Gruppe um das Feuer. Perez schickte einen schnellen Blick in die Runde und stellte befriedigt fest, daß sie keine Verluste erlitten hatten. Bisher jedenfalls nicht.

Aber das konnte sich schnell ändern. Die Tiere griffen bis jetzt nur aus einer Richtung an, und die Hitze des Feuers schreckte sie zusätzlich ab. Aber früher oder später würden die Männer ermüden, wenn ihnen nicht vorher die Munition ausging.

Außerdem hatte er den Eindruck, als ob die Tiere noch nicht mit aller Wut angriffen. Die Heftigkeit des Widerstandes schien sie zu überraschen. Der Raum vor dem Lagerfeuer war übersät mit verkrümmten, niedergeschossenen Spinnen, und die wenigen, die den Feuerringel aus den Maschinenwaffen der Soldaten durchbrachen, wurden Opfer der Bajonette, in die sie wie blind hineinliefen.

Der Angriff erlahmte für einen Augenblick. Die Tiere zogen sich zurück, verschwanden raschelnd im Unterholz oder hinter Baumstämmen und gaben den Menschen, die sich dicht um das kaum noch glühende Feuer drängten, eine winzige Verschnaufpause.

»Ob sie - sich zurückziehen?« fragte Rodriuez.

Perez zuckte stumm mit den Achseln. Er glaubte nicht daran, daß der Alptraum schon vorüber war. Vielmehr

51

kam es ihm so vor, als hätten die Bestien sich bloß zur Beratung zurückgezogen, um eine neue Taktik auszubrüten.

Unsinn, dachte er wütend. Er fing schon an, den Biestern Intelligenz zu unterstellen. Perez warf einen nachdenklichen Blick in Rodriuez Gesicht. Der Geheimdienstmann wirkte irgendwie seltsam; angespannt und gelöst zugleich. Seine Haut glänzte schweißnaß, aber er war blaß. In seinem Blick lag ein seltsamer, undefinierbarer Ausdruck. Perez konnte die Anspannung, unter der Rodriuez stand, fast körperlich spüren. Er hoffte nur, daß Rodriuez nicht zusammenbrach, ehe sie den Kampf überstanden hatten. Wenn sie ihn überstanden.

In den Büschen vor ihnen war Bewegung. Perez hob die Waffe und wartete auf irgend etwas, auf das er schießen konnte.

»Sie kommen wieder«, sagte Rodriuez neben ihm. Seine Stimme hatte einen schrillen, hysterischen Unterton. »Sie kommen.« Er feuerte blind in die Büsche. Das Magazin seiner Waffe entlud sich harmlos ins Unterholz.

Als wäre dies das Signal zu einem neuen Angriff gewesen, brachen die schwarzen

Bestien wieder aus dem Dschungel. Aber diesmal wandten sie eine andere Taktik an. Perez mußte sich eingestehen, daß er die Schläue der Tiere unterschätzt hatte. Sie brachen einzeln aus dem Wald hervor, ließen sich als kleine pelzige Bälle aus den Baumwipfeln fallen oder sprangen im Zickzack von Deckung zu Deckung, um den Schüssen der Soldaten auszuweichen.

»Zurück!« schrie Perez. Er sah, daß sie auf diese Weise dem Ansturm nicht standhalten konnten. Er sprang auf, riß einen brennenden Ast aus dem Feuer und warf ihn auf das Strohdach der nächsten Hütte.

Das Material fing sofort Feuer. Helle, prasselnde Flammen schossen aus dem Dach, tauchten den Platz in schmerzhaft, flackernde Helligkeit und griffen in Sekundenschnelle auf den Rest des Gebäudes über. Perez wirbelte herum, schoß blind auf einen Schatten, der in einem Wirbel rasender Spinnenbeine auf ihn zuschoß, und hetzte über den Platz.

Neben und hinter ihm traten die anderen ebenfalls die Flucht an. Es war unmöglich, sich länger gegen die Monstren zu behaupten. Es waren einfach zu viele.

Im Laufen sah er, wie einer der Männer stolperte und mit einem verzweifelt Aufschrei zu Boden fiel. Sekunden später war er unter schwarzen Körpern begraben. Das Feuer griff jetzt mit rasender Schnelligkeit um sich. Das Indiodorf bestand zum Großteil aus einfachen Schilf- und Strohhütten, die wie Zunder brannten. Dicker, schwarzer Qualm wehte über den Platz, nahm Perez die Sicht und brannte in seinen Lungen. Die Hitze stieg in wenigen Augenblicken ins Unerträgliche.

Perez taumelte, wick dem zusammenstürzenden Strohdach eines Gebäudes aus und versuchte, in dem Inferno etwas zu erkennen. Seine Augen trännten. Eine Anzahl dunkler, zerlumpter Gestalten wankte neben und vor ihm durch die glühende Hölle. Aber es waren keine Spinnen zu sehen.

Perez taumelte auf eine der abgerissenen, blutenden Gestalten zu. Es war Vilieres.

»Wie viele ... Verluste?« erkundigte er sich mühsam. Er bekam kaum Luft, aber das lag weniger an der Hitze als an seiner Erschöpfung.

Der Leutnant hob die Schultern. »Ich weiß nicht, Hauptmann. Drei, glaube ich. Was machen wir jetzt?«

Perez hatte mit einer sarkastischen Bemerkung geantwortet, wenn er noch die Kraft dazu besessen hätte. Die Hitze, die die brennenden Hütten rings um sie ausstrahlte, schützte sie für einen Moment. Aber das Dorf würde in wenigen Minuten vollkommen niedergebrannt sein, und dann gab es nichts mehr, das die Untiere aufhalten konnte.

Er lud seine Waffe neu.

Rodriuez erschien neben ihm. Er sah ziemlich mitgenommen aus; sein Hemd hing in verkohlten Fetzen an seinem Oberkörper, sein Gesicht war blutverschmiert, und quer über seine Stirn zog sich eine häßliche, rote Wunde.

»Sind Sie okay?« fragte Perez.

Rodriuez antwortete nicht. Er sah Perez an, aber sein Blick schien durch

52

ihn hindurch zu gehen. In seinem Gesicht stand ein Ausdruck lähmender, tödlicher Angst.

Perez atmete hörbar ein. Er hatte gewußt, daß das passieren würde.

»Sammeln«, befahl er.

Vilieres nickte und entfernte sich, um die anderen zu holen.

»Verstehen Sie mich?« fragte Perez Rodriuez.

Der Mann antwortete nicht. Er drehte den Kopf und sah Perez an, als dieser ihn an der Schulter berührte, aber sein Blick blieb leer. Es lag kein Erkennen darin, nur Angst.

»Wir müssen weg hier«, sagte Perez. »Wir müssen uns in den Dschungel schlagen.

Verstehen Sie, was ich meine?«

Nein, Rodriuez verstand nicht. Er drehte sich gehorsam um und ging hinter Perez her, aber seine Arme baumelten schlaff herunter, und seine Bewegungen waren schleppend und widerwillig.

Die Soldaten sammelten sich. Keiner von ihnen war unverletzt, aber Perez wußte, daß er sich auf sie verlassen konnte. Sie würden bis zur letzten Kugel kämpfen.

»Wir versuchen auszubrechen«, schrie er über das Prasseln des Feuers hinweg. »Wenn wir getrennt werden, versucht euch durchzuschlagen, so gut es geht -und versucht nicht, den Helden zu spielen. Jeder rettet seine Haut. Vielleicht haben wir so eine Chance.« Er nahm Rodriuez am Arm. »Ich kümmere mich um ihn. Die anderen - los!« Was dann kam, war die Hölle.

\*\*\*

Arachno ließ ihn in dieser Nacht noch einmal holen; Ein hünenhafter Indio riß William aus dem Schlaf und schleifte ihn durch die endlosen Gänge der Steinfestung zu den Gemächern des Unheimlichen, noch bevor er Zeit fand, sich den Schlaf aus den Augen zu treiben.

Arachno hockte in seltsam verkrümmter Haltung auf seinem gigantischen Steinthron. »Ich habe dich rufen lassen, um mich nach den Fortschritten deiner Arbeit zu erkundigen«, krächzte er ohne Einleitung.

William schüttelte verblüfft den Kopf. »Aber du weißt doch, daß . . .«

»Du mußt dich beeilen!« kreischte Arachno. »Beeilen.« Seine Augen waren zu schmalen Schlitzern geworden, die in dem ledrigen, entstellten Gesicht wie Fremdkörper wirkten. Die Narben auf seiner Stirn pulsierten.

»Ich habe keine Zeit mehr«, fuhr er nach einer Weile fort. »Keine Zeit. Zeit. Zeit. . .« Er lachte irr, seiberte und fuhr sich mit seiner Klaue durchs Gesicht.

Verrückt, dachte William. Jetzt ist er wirklich verrückt geworden.

Arachno versuchte aufzustehen, aber seine Beine schienen das Gewicht des Körpers nicht mehr tragen zu können. Auf einen Wink eilten zwei seiner Diener zu ihm und hoben ihn auf eine roh zusammengezimmerte Bahre, die neben dem Thron auf dem Boden stand.

»Du ... du siehst es selbst, William«, zischte Arachno. »Es geht schneller, als ich befürchtet hatte. Aber freu dich nicht zu früh. Es ist nicht so wie du denkst -ich werde nicht sterben. Aber ich werde ...« Er brach ab, starrte einen Moment lang dumpf zu Boden und hob dann mit einer ruckartigen Bewegung den Kopf.

»Ich weiß, was du denkst«, geiferte er. »Du glaubst, du hast gewonnen. Du glaubst, du brauchst nur abzuwarten. In ein paar Tagen ist alles vorbei, nicht. Aber du irrst dich.« Er lachte. »Du irrst dich, William. Irrst dich, irrst dich, irrst dich . . .« Wieder lachte er, aber diesmal schwang ein deutlicher Unterton von Hysterie in seiner Stimme. »Wenn ich nicht mehr da bin, wird es niemanden mehr geben, der meine kleinen Lieblinge zurückhält. Sie werden euch alle töten, William. Töten. Dich, die Indios, und die Kinder.«

Ein eisiger Schreck durchfuhr William. »Du - du hast sie nicht freigelassen?« fragte er ungläubig.

53

»Natürlich nicht«, kicherte Arachno. »Ich wußte, daß ich dir nicht trauen konnte, William. Sie sind noch hier - all die hübschen kleinen süßen Dinger. Sicher verwahrt und unter Bewachung. Oh, es geht ihnen gut, und ich habe nicht vor, ihnen auch nur ein Haar zu krümmen. Aber wenn es niemanden mehr gibt, der die Spinnen zurückhält. . . Sie sind hungrig, weißt du, William. Sie sind immer hungrig. Hungrig, meine kleinen Lieblinge.«

Er richtete sich mühsam auf. »Geh an deine Arbeit, William. Ich brauche das

Gegenmittel. Schnell. Heute nacht noch. Ich weiß sonst nicht, wie lange . . .« Er brach ab, sackte in sich zusammen- und begann irr zu kichern.

William betrachtete den verkrüppelten Körper noch eine Weile. Unter dem weiten, bauschigen Umhang schien sich etwas zu bewegen.

So wirst du auch bald aussehen, dachte er. Es war schrecklich, sein eigenes Schicksal so vor Augen geführt zu bekommen.

Schließlich drehte er sich mit einem Ruck herum und stapfte zu seiner Kammer zurück, immer von der schweigenden, drohenden Gestalt des Indios begleitet. Er wußte, daß es sinnlos war, mit dem Mann reden zu wollen. Selbst wenn er seine Sprache verstanden hätte, hätte er ihm niemals klarmachen können, daß Arachno kein Götterbote, sondern nur ein Verrückter war. Die Indios waren dem Unheimlichen total ergeben.

Er ging in sein Laboratorium, entzündete die Fackeln und machte sich an die Arbeit. Aber er tat es mit dem Bewußtsein, etwas vollkommen Sinnloses zu tun. SA 13/3, wie die offizielle Bezeichnung des Kampfstoffes lautete, war eines der heimtückischsten Gifte, das Menschen jemals ersonnen hatten. Chemiker hatten jahrelang gearbeitet und geforscht, um dieses Zeug zu erfinden, und Arachno verlangte von ihm, daß er in wenigen Tagen unter den primitivsten Bedingungen, die er sich nur vorstellen konnte, ein Gegenmittel dazu erfand. Und nicht nur das, dieses Gegenmittel sollte auch noch andere Wunder vollbringen.

Er lachte laut auf, als ihm die Absurdität des Gedankens voll zum Bewußtsein kam. Aber Arachno schien nicht mehr Herr seiner Sinne zu sein. Die Veränderung hatte nicht nur seinen Körper ergriffen, sondern auch seinen Geist. Noch waren die klaren Augenblicke häufig, aber William zweifelte nicht daran, daß er schon in wenigen Tagen nur noch einen geifernden Wahnsinnigen sehen würde. Einen Idioten, dem die Indianer rückhaltslos ergeben waren.

Nein - er mußte weg von hier.

Aber vorher gab es noch etwas zu erledigen.

\*\*\*

Perez konnte sich hinterher nicht mehr an jede Einzelheit der Flucht erinnern. Die Nacht war zu einem einzigen schrecklichen Alptraum geworden, einem Alptraum aus schwarzen, haarigen Körpern, klickenden Zangen und glitzernden Augen. Sie waren noch zu viert, als der Morgen durch die Baumkronen brach; ein kleiner Haufen verdreckter, vollkommen ausgepumpter Männer, die durch die Hölle gegangen waren. Perez wußte nicht, was mit den anderen geschehen war. Sie waren getrennt worden, kaum, daß sie das Dorf verlassen hatten und in den Dschungel eingedrungen waren. Vielleicht hatten die anderen es geschafft, sich in Sicherheit zu bringen, vielleicht waren sie Opfer der Spinnen oder Indios geworden. Die schwarzen Ungeheuer hatten sie stundenlang verfolgt, aber sie waren eigentlich niemals ernsthaft angegriffen worden. Schon nach kurzer Zeit hatte Perez das Gefühl gehabt, daß die Monster gar nicht vorhatten, sie zu töten. Sie schienen sich damit zufriedenzugeben, die Männer in eine bestimmte Richtung zu treiben, aber das taten sie gründlich und ausdauernd. »Ich glaube, sie sind fort«, sagte Vilieres neben ihm. Der kleine, dünne Leutnant hielt sich besser, als Perez das für möglich gehalten hatte. Aber man traf diese unglaubliche Zähigkeit oft bei Menschen seines Schlages. Er, Perez,

54

Leutnant Rondo und Rodriuez - das waren alle, die von der Gruppe übriggeblieben waren.

Rodriuez ... Perez drehte müde den Kopf und sah den Geheimdienstmann traurig an. Der Mann hockte neben ihm auf dem Boden und starrte mit weit aufgerissenen Augen ins Leere. Sein Gesicht wirkte starr, wie eingefroren. Das Grauen der letzten Stunden

mußte ihn um den Verstand gebracht haben.

Perez sah weg. Er ließ sich hintenüber ins Moos sinken, schloß die Augen und atmete hörbar aus.

»Wir müssen weiter«, sagte Vilieres neben ihm. »Sie scheinen unsere Spur verloren zu haben. Aber sie können wiederkommen.«

»Ich weiß«, murmelte Perez. Er öffnete die Augen, versuchte aufzustehen und sackte kraftlos zurück. Vilieres mußte ihm helfen.

»Haben Sie eine Ahnung, wo wir sind?« fragte er.

Perez schüttelte den Kopf. »Nein. Irgendwo westlich vom Fluß, vermute ich. Am besten wir gehen nach Osten - wenn wir den Fluß finden, haben wir eine Chance, zurückzukommen.« Automatisch begann er, seine Waffe zu prüfen und neu zu laden. Sie hatten kaum noch Munition, aber das spielte eigentlich keine Rolle mehr.

»Gehen wir weiter.«

Er zog Rodriuez vom Boden hoch, drehte ihn in die Richtung, die sie einschlagen wollten, und gab ihm einen sanften Stoß. Der Mann marschierte mit hölzernen, automatenhaften Bewegungen los.

Vilieres machte eine bezeichnende Bewegung an seiner Stirn. »Glauben Sie, daß er wieder in Ordnung kommt?«

»Keine Ahnung«, entgegnete Perez. »In einer modernen Klinik kann man ihm sicher helfen, aber hier . . . Kommen Sie, Vilieres. Wir müssen weiter.«

Sie brachen auf. Die Sonne kroch langsam höher, und es wurde wieder warm. In wenigen Stunden würde es hier unerträglich sein, und Perez fragte sich, ob sie die Strapazen eines Tagesmarsches überhaupt noch aushalten konnten.

Die Landschaft begann sich unmerklich zu verändern, während sie sich mühsam vorwärtsschleppten. Je weiter sie nach Osten kamen, desto spärlicher schien der Blattbewuchs der Bäume zu werden. Es wurde heller; das Sonnenlicht drang hier fast ungehindert bis zum Boden durch, aber trotzdem stießen sie kaum noch auf Unterholz. Ein paar kränkliche Moose und Farne waren alles, was noch zwischen den glatten, wie poliert aussehenden Stämmen der Urwaldriesen wuchs, und auch diese letzte Form der Vegetation nahm mehr und mehr ab, je weiter sie sich dem Fluß näherten.

Es dauerte eine Weile, bis Perez die Veränderung auffiel. Er versuchte, sich die Bilder ins Gedächtnis zurückzurufen, die er in Rodriuez' Koffer gefunden hatte: Wenn seine Erinnerung ihn nicht trog, dann mußten sie jetzt ungefähr dort sein, wo die graue, lebensfeindliche Todeszone anfang; das Gebiet, in dem der Satellit abgestürzt war. Seltsamerweise gab es auch kein tierisches Leben mehr. Zu Anfang sahen sie noch ein paar vereinzelte Insekten und Vögel, aber je tiefer sie in dieses tote Land eindringen, desto seltener wurden auch diese Beobachtungen. Als hätte sich alles Leben aus diesem unheimlichen, bedrückenden Reich des Todes zurückgezogen!

Er machte eine entsprechende Bemerkung zu Vilieres. Der Leutnant nickte zustimmend.

»Es ist... unheimlich«, sagte er nach kurzem Überlegen. »Ich habe so etwas noch nie gesehen.«

»Mehr als unheimlich.« Perez blieb stehen, legte den Kopf in den Nacken und blinzelte in den Himmel. Die nackten, blattlosen Äste der Bäume schienen wie verzweifelt ausgestreckte Arme zu dem glühenden Ball der Sonne emporzugreifen. »Wissen Sie, was das ist?« fragte er. »Wir tun einen Blick in die Zukunft.«

Vilieres runzelte die Stirn. »Wie - wie meinen Sie das, Hauptmann?«

Perez lachte humorlos. »Vergessen

55

Sie's Leutnant.« Er ging weiter und verfiel wieder in brütendes Schweigen. Vilieres

würde nie verstehen, was er meinte. Vielleicht empfand er die gleiche Angst, die gleiche quälende Bedrückung beim Anblick des toten Waldes rings um sie herum, aber er würde niemals begreifen, was dieses Bild wirklich bedeutete. Ja, sie gingen durch einen winzigen Teil der Welt, der quasi in eine andere Zeit versetzt worden war. So, oder noch schlimmer, würde die Erde vielleicht eines Tages aussehen, wenn es wirklich einmal zu einem Krieg mit Nuklear- und anderen Waffen kam.

Vilieres Stimme riß ihn aus seinen Gedanken.

»Hauptmann!«

Er schreckte hoch. Sein Blick folgte Vilieres ausgestrecktem Arm.

Dicht vor ihnen hörte der Wald endgültig auf. Bäume und Pflanzen schienen wie durch Zauberkraft aufgelöst worden zu sein. Vor ihnen erstreckte sich eine gigantische, flache Ebene, die von einer grauen, schleimig glitzernden Masse überzogen war. Ein seltsamer, süßlicher Geruch schlug ihnen entgegen.

»Was ist das?« fragte Vilieres.

Perez antwortete nicht. Sein Blick wanderte weiter über die eintönige, graue Masse, tastete suchend und irgendwie hilflos über den Horizont und blieb schließlich an einem niedrigen, wuchtigen Umriß hängen.

»Sehen Sie«, sagte er leise.

Vilieres folgte seinem Blick.

Es war ein klobiger, bedrohlich aussehender Bau, der sie entfernt an Bilder von alten Inka-Festungen erinnerte. Aber dieses Gebäude dort drüben war anders; älter und gleichzeitig wuchtiger. Eine Aura der Stärke schien die Festung zu umgeben, die Ahnung von ungeheurer Kraft und Unbezwingbarkeit.

»Ich glaube, ich weiß jetzt, wo sie uns hintreiben wollten«, murmelte Perez.

Er nahm die Maschinenpistole von der Schulter, schob seinen vorletzten Ladestreifen ins Magazin und straffte die Schultern. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß ihnen ihre modernen Waffen dort drüben nicht viel nützen würden, aber es war irgendwie beruhigend, das kühle, glatte Metall der MPi unter den Fingern zu spüren.

»Kommen Sie«, sagte er leise. »Gehen wir.«

\*\*\*

Der Boden war beinahe knietief mit der grauen, pulverigen Masse bedeckt; Überreste der zerfallenen Vegetation oder Auswirkung des mörderischen Giftes. Perez wußte es nicht. Er verspürte ein heftiges, brennendes Kitzeln, als er den aufgewirbelten Staub einatmete, und an den Gesichtern der anderen sah er, daß es ihnen ebenso erging.

Wahrscheinlich atmen wir jetzt pures Gift ein, dachte er gleichmütig. Der Gedanke konnte ihn nicht mehr erschüttern. Er hatte mit seinem Leben abgeschlossen. Es wäre mehr als ein Wunder gewesen, wenn sie hier noch einmal lebend herausgekommen wären. Er wußte, daß die Spinnen immer noch hinter ihnen waren; eine schwarze, lautlose Eskorte, die mit Argusaugen darüber wachte, daß sie nicht von dem einmal eingeschlagenen Weg abwichen.

Es gab Leben in der grauen Masse: schwarzes, glänzendes, gepanzertes Leben, das ihnen aus brennenden Augen nachstarrte, ohne ihnen jemals bis auf Schußweite nahezukommen. Perez erhaschte einen flüchtigen Blick auf einen meterlangen, gepanzerten Körper, der ihn flüchtig an ein Gürteltier oder eine ins Gigantische vergrößerte Schabe erinnerte.

Aber er gab sich keine Mühe, genau hinzusehen. In gewisser Weise ähnelte er Rodriuez - seine Umwelt war unwichtig geworden. Alles, was noch zählte, war dieses dunkle, klobige Gebäude dort vorne, die uralte Steinfestung, die vielleicht zehntausend Jahre oder länger verborgen im Dschungel existiert hatte und nun wie ein häßliches Ungeheuer auf der gigantischen grauen Ebene hockte. Er wußte, daß die Entscheidung dort vorn fallen würde. Wer immer sich hinter dem Namen Arachno

verbar, würde

56

dort vorne auf sie warten. Er und die Lösung des Rätsels.

Obwohl sie kräftig ausschritten, dauerte es länger als eine Stunde, bis sie sich der Festung soweit genähert hatten, daß sie Einzelheiten erkennen konnten. Das Gebäude war größer, als es von weitem den Anschein gehabt hatte: ein ungeheurer, steinerner Koloß, fast so hoch wie die Stämme der Urwaldriesen, die einst hier gestanden hatten. Es gab keine sichtbaren Fenster, nur schmale, an Schießscharten erinnernde Schlitze, und der einzige Eingang war eine niedrige, mit schweren Balken verbarriadierte Tür. Früher mußte das Bauwerk von Efeu und rankenden Unkraut überwuchert gewesen sein, aber jetzt stand es nackt und bloß unter den sengenden Strahlen der Sonne. Grauer Staub glitzerte auf dem schwarzen Basalt. Perez sah, daß rechts und links der Tür schreckliche Teufelsfratzen in den Stein gemeißelt worden waren. Dämonen, die Feinde abschrecken sollten.

Sie blieben stehen, als sie sich dem Eingang bis auf zwanzig Schritte genähert hatten. Perez wartete darauf, daß

57

irgend etwas geschah. Er hatte erwartet, Wachen anzutreffen, irgendein Zeichen von Leben. Aber hinter den unbezwingbaren Mauern der Festung rührte sich nichts. Schließlich hielt er das Warten nicht mehr aus. Er hob die Waffe und feuerte einen einzelnen Schuß gegen das Gebäude ab. Die Kugel schlug funkensprühend gegen den Stein und jaulte als Querschläger davon. Das Geräusch klang seltsam laut und fremd auf der riesigen, leeren Ebene.

Wieder vergingen Sekunden, ehe etwas geschah. Dann schwang die Tür langsam nach innen. In der Öffnung erschien eine Gestalt.

Es war ein Socho. Ein hünenhafter, muskulöser Indio in schreiend bunter Kriegsbemalung. In der Rechten hielt er eines der kleinen, gefährlichen Blasrohre, und über seiner Schulter hing ein Köcher mit Pfeilen. Er starrte Perez einen Moment lang nachdenklich an, ehe er beiseite trat und eine einladende Geste machte. Auf seinem Gesicht lag ein undeutbarer Ausdruck.

Perez atmete tief ein und betrat das Gebäude. Ein langer, niedriger Gang nahm sie auf, spärlich beleuchtet von Fackeln und erfüllt mit trockener, nach Moder und Verfall riechender Luft.

Sie folgten ihrem Führer durch scheinbar endlose Korridore und Gänge, über Treppen und Flure. Schon nach wenigen Minuten hatte Perez die Orientierung vollkommen verloren. Das Innere der Festung schien einem gigantischen Ameisenhaufen zu gleichen, ein Labyrinth von Gängen und Stollen, in dem sich ein Mensch hoffnungslos verirren konnte.

»Behalten Sie bloß die Nerven«, flüsterte Perez Vilieres zu, der nervös an seiner Waffe herumspielte. »Ich weiß nicht, was sie von uns wollen, aber ich bin sicher, daß wir beobachtet werden.«

Vilieres nickte ruckartig. Auf seiner Stirn perlte Schweiß, obwohl es in der Festung eher kühl war.

Schließlich erreichten sie eine weitläufige, von flackernden Fackeln hell erleuchtete Halle.

Ihr Führer hielt an und bedeutete ihnen mit Gesten, allein weiterzugehen.

Perez sah nervös zu Rodriuez hinüber. Der Mann bereitete ihm die meisten Sorgen. Bisher hatte er wortlos alles getan, was Perez von ihm verlangte, aber er wußte, daß Rodriuez auf einem schmalen, gefährlichen Grat entlangbalancierte. Der Mann stand unter Schock, aber der kleinste Anstoß würde genügen, um ihn endgültig zusammenbrechen zu lassen. Wenn er jetzt Amok lief, konnte das ihrer aller Ende

bedeuten.

»Willkommen, Hauptmann Perez«, sagte eine Stimme aus dem Hintergrund der Halle. Perez sah auf und blinzelte mehrmals, um seine Augen auf das flackernde, Ungewisse Licht einzustellen. Die Halle war gigantisch, ein zwanzig Meter hoher, weitläufiger Dom, dessen Wände mit verschlungenen Bildern und Reliefs geschmückt waren. Im Hintergrund war so etwas wie ein steinerner Thron aufgebaut, auf dem eine vermummte Gestalt hockte.

»Treten Sie näher«, krächzte der Mann. Seine Stimme klang seltsam verzerrt und mühsam; die Worte waren kaum zu verstehen. »Sie haben lange gebraucht, um endlich hierher zu kommen.« Er lachte, ein böses, meckerndes Kichern, das Perez einen kalten Schauer über den Rücken jagte.

»Ich habe Sie beobachten lassen«, fuhr er nach einer Pause fort. »Mein Kompliment, Hauptmann. Sie haben sich sehr tapfer geschlagen. Ich kann tapferere Männer gebrauchen, wissen Sie.« Er winkte Perez, näher zu treten, und wartete geduldig, bis die Gruppe, flankiert von einem halben Dutzend schweigender Indios, vor seinem Thron angekommen war.

»Sie sind Arachno?« fragte Perez.

Der Mann nickte. Er trug einen schweren, braun und grün gemusterten Umhang, der seinen Körper vollkommen verdeckte. Seine Hände steckten in groben, fingerlosen Handschuhen, und eine hohe, spitze Kapuze verbarg sein Gesicht.

»Ich bin Arachno, der Sendbote der Götter«, bestätigte Arachno. »Mein Name hat sich also schon herumgesprochen?«

58

»Das hat er«, grollte Perez. »Darf ich fragen, weshalb Sie uns hierher gejagt haben?«

»Selbstverständlich, Hauptmann. Selbstverständlich. Ich sagte schon, daß Sie ein tapferer Mann sind und ich Verwendung für jemanden wie Sie habe, nicht?«

Perez sah Arachno fassungslos an.

»Wie?«

Arachno kicherte. »Sicher, Hauptmann. Sie verstehen mich ganz recht. Ich hätte Sie töten lassen können, wenn ich gewollt hätte. Oder glauben Sie im Ernst, daß Sie aus dem Dorf der Sochos entkommen wären, wenn das nicht meine Absicht gewesen wäre?«

Er versuchte, aufzustehen, aber seine Arme knickten unter dem Gewicht seines Körpers weg. Zwei Indios traten neben ihn und hoben ihn behutsam auf eine hölzerne Trage. »Kommen Sie, Hauptmann - ich werde Ihnen etwas zeigen. Wir können uns genausogut unterwegs unterhalten.«

Die Trage wurde von zwei Männern angehoben. »Oh - bevor ich es vergesse«, sagte Arachno in freundlichem Tonfall. »Wären Sie so nett, Ihre Waffen abzuliefern?« Kräftige Hände griffen nach Perez' MPi und entrissen sie ihm. In wenigen Sekunden waren sie alle vier entwaffnet.

»Gut so«, lobte Arachno. »Ich sehe, Sie sind zur Zusammenarbeit bereit. Gehen wir jetzt.«

Sie verließen die Halle und drangen wieder in das sinnverwirrende Labyrinth der Gänge und Stollen ein. »Ich will Ihnen erklären, was ich von Ihnen erwarte«, krächzte der Unheimliche. »Ich brauche Hilfe.«

»Hilfe?« wiederholte Perez verblüfft.

Arachno nickte. Seine Kapuze rutschte dabei zurück, und Perez erhaschte einen sekundenlangen Blick auf ein entstelltes, narbiges Gesicht.

»Die Indios sind sehr willig und hilfsbereit«, erklärte Arachno, »aber sie sind - bei aller Freundschaft - nicht besonders gebildet. Ich brauche jemanden wie Sie, um meine Pläne zu vollenden. Sehen Sie, Hauptmann, ich werde in kurzer Zeit nicht mehr

. . . abkömmlich sein, um

59

es so auszudrücken. Ich brauche einen Menschen, dem ich vertrauen kann.«

Perez lachte hart. »Und da kommen Sie ausgerechnet auf mich?«

»Warum nicht?« gab Arachno ruhig zurück. »Sie sind intelligent, mutig, ein guter Kämpfer. Alles, was ich brauche.« Sie erreichten eine steile, schmale Treppe, die in die Tiefe führte, und für einen Moment kam ihre Unterhaltung ins Stocken, während die Träger versuchten, die Bahre möglichst erschütterungsfrei über die ausgetretenen Stufen zu transportieren.

»Ich habe nicht mehr viel Zeit«, fuhr Arachno fort, als sie unten angelangt waren. Sie standen in einer niedrigen Kammer: Von den Wänden tropfte Feuchtigkeit, und ein schwerer, widerlicher Fäulnisgeruch ließ das Atmen zur Qual werden.

Arachno hustete, krümmte sich zusammen und stieß ein hohes, schmerzzerfülltes Wimmern aus.

»Öffnet die Tür!« befahl er.

Einer der Indios schob den schweren Riegel beiseite und stieß die Tür mit dem Fuß auf.

»Kommen Sie, meine Herren. Ich möchte Ihnen etwas zeigen.« Die Träger hoben die Bahre an, und die kleine Gruppe betrat den Raum.

Neben Perez stieß Rodriuez einen entsetzten Schrei aus.

Aus den Augenwinkeln sah der Hauptmann, wie Vilieres sich stöhnend übergab.

Aber all das registrierte er nur am Rande seines Bewußtseins. Sein Blick hing wie hypnotisiert auf dem gigantischen, aufgeblähten Körper, der im Hintergrund der Kammer hockte.

Der Körper der Spinne mußte groß wie ein Auto sein. Ihre Augen - faustgroße, glitzernde Facetten, die Perez mit spürbarer Bosheit musterten - erinnerten ihn an geschliffene Diamanten von Tellergröße, und die weit gespreizten Beine hatten eine Spannweite von acht oder zehn Metern.

»Was . . . was ist das ...?« stöhnte er.

Arachno lachte. »Die Herrin«, antwortete er meckernd. »Das Geheimnis, mit dessen Hilfe wir beide die Welt erobern können, Perez. Sie - und ich.«

»Sie sind verrückt«, antwortete Perez. Er versuchte, den Blick von der gräßlichen Kreatur zu wenden, aber er konnte es nicht. Die schimmernden, kalten Augen der Bestie schienen einen hypnotischen Bann auf ihn auszuüben.

Und dann spürte er, wie sich etwas in seine Gedanken schob. Ein leises, zaghaftes Kratzen, ein Schleichen und Scharren hinter seiner Stirn, als würden Spinnenbeine nach seinen Gedanken tasten.

»Spüren Sie es?« kicherte Arachno. »Oh, sie weiß, daß Sie ihr neuer Verbündeter sein werden. Ich habe es ihr erzählt.«

Perez stöhnte. Er spürte, wie sein Widerstand schmolz, wie sein Wille unter den tastenden, fühlenden Gedankenimpulsen der Bestie zurückwich.

Die Bestie bewegte sich. Eine wellenförmige, zuckende Bewegung schien über ihren Körper zu laufen. Sie zog die Beine zusammen, versuchte sich aufzurichten, und knickte ein. Die dünnen, zerbrechlich wirkenden Beinchen schienen nicht in der Lage zu sein, den aufgedunsenen Körper zu tragen.

Das Kratzen in seinem Kopf wurde stärker, drängender.

»Ich . . . nein . . .«

»Wehren Sie sich nicht, Perez«, sagte Arachno dumpf. »Sie können ihr nicht widerstehen. Niemand kann das.«

Er richtete sich mit einem Ruck auf und funkelte Perez triumphierend an. Seine Kapuze rutschte zurück.

Perez stöhnte, als er den entstellten, veränderten Kopf des Unheimlichen sah. Das Gesicht hatte nicht mehr viel mit einem menschlichen Antlitz gemeinsam. Die Augen waren zu schmalen Schlitzern zusammengewachsen. Narben und wild wuchernde Gewebe verunstalteten den haarlosen Schädel, und der Mund hatte sich zu einem schmalen, V-förmigen Schlitz zusammengezogen.

»Sie werden gehorchen«, sagte Arachno drohend. »Sie und Ihre Freunde.« Er gab den Indios einen Wink.

Sie verließen die Kammer.

Perez atmete unwillkürlich auf, als sie wieder in dem feuchten, dunklen Vorraum waren. Er spürte die tastenden, suchenden Gedankenfühler des Mon-

60

sters immer noch hinter seiner Stirn. Und er wußte, daß er einem solchen Angriff kein zweites Mal standhalten würde.

»Ich gebe Ihnen Zeit zum Überlegen«, sagte Arachno mühsam, während sie die Treppe emporstiegen. »Heute abend verlange ich Ihre Entscheidung. Sie können sich wehren, aber das Ergebnis wird das Gleiche sein, Perez. Arbeiten Sie freiwillig mit uns zusammen, und die Welt gehört Ihnen. Überlegen Sie es sich genau.«

Auf einen Wink hin trugen die Indios seine Bahre fort, während Perez und die anderen von den übrigen Sochos zu einer kleinen, unbeleuchteten Kammer eskortiert wurden.

Als die Tür mit dumpfem Schlag hinter ihnen ins Schloß fiel, glaubte Perez noch immer, das Lachen des Unheimlichen zu hören . . .

\*\*\*

Sie mußten Rodriuez schließlich niederschlagen, um ihn zu beruhigen. Kaum daß sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, hatte er zu schreien begonnen.

»Wir müssen ihn fesseln«, sagte Perez. »Er kann sich selbst und uns verletzen, wenn er wieder zu sich kommt.« Seine Hände zitterten, als er Rodriuez' Handgelenke mit seinem Gürtel zusammenband und den Bewußtlosen schließlich sanft auf eines der schmalen Betten hob.

Dann kehrte Stille ein; eine bedrohliche Stille, die nur von ihren Atemzügen und dem Hämmern ihrer eigenen Herzen in ihren Ohren unterbrochen wurde.

Perez war am Ende seiner körperlichen Leistungsfähigkeit, und es gab nichts, was er lieber getan hätte, als zu schlafen. Aber er wagte es nicht, die Augen zu schließen.

Das Bild des gigantischen, ekelerregenden Monstrums erschien immer wieder vor ihm, und allein der Gedanke an dieses fürchterliche Schaben und Kratzen in seinem Kopf war grauenhaft genug, um jeden Gedanken an Schlaf wegzuwischen.

Nach einer Weile hörten sie ein Geräusch an der Tür. Perez setzte sich stocksteif im Bett auf und starrte die Tür aus angstvoll geweiteten Augen an. Jetzt schon? dachte er. Aber sie waren noch keine Stunde hier, und Arachno hatte versprochen, ihnen bis zum Abend Bedenkzeit zu gewähren - ein Witz, wenn man bedachte, daß sie gar keine Wahl hatten.

Die Tür schwang auf, und ein kleiner, dünner Mann schlüpfte in ihr Gefängnis.

Er schien eine etwas gemilderte Ausgabe Arachnos zu sein. Auch sein Gesicht war von Narben und Schwellungen entstellt. Seine Hände waren knotig und verkrümmt; das Gehen schien ihm Schwierigkeiten zu bereiten, und über seinem Rücken war der Stoff seines Hemdes zerrissen und gewährte den Blick auf borkige, rissige Haut.

Er schloß die Tür hinter sich und atmete hörbar aus. »Geschafft«, sagte er lächelnd. »Die Roten passen auf wie die Schießhunde, aber ich habe sie überlistet.« Er trug einen sperrigen Rucksack über der Schulter, den er jetzt ächzend vor Perez abstellte. Es klirrte metallisch.

»Wer sind Sie?« fragte Perez.

»Nicht so laut«, warnte der Mann. »Sie dürfen nicht merken, daß ich hier bin.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf den Rucksack. »Da drin sind Ihre Waffen.« Perez fuhr überrascht hoch. »Wie?«

Der Mann nickte. »Ich will Ihnen helfen, auch wenn Sie es vielleicht nicht glauben.« Er setzte sich neben Perez auf den Bettrand, atmete mühsam ein und sah zu, wie Perez die Waffen überprüfte und verteilte.

»Mein Name ist William Carruther«, begann er nach einer Weile. »Das wird Ihnen nicht viel sagen, aber ich gehörte zu der Expedition, die vor fünf Monaten in dieses Gebiet gezogen ist.«

Perez hielt überrascht inne. »Sie . . . Was?!«

Carruther lächelte gequält. »Ich weiß, was Sie denken, Hauptmann. Aber ich bin siebenundzwanzig, auch wenn ich

61

vielleicht aussehe wie hundertzehn. Wir haben uns damals gesehen, aber ich glaube nicht, daß Sie mich wiedererkennen. Aber lassen Sie mich erzählen - wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Perez nickte. »Sicher.«

»Wir vier - Paul Berkley, Kent Jokobson, Joseph Lamagur und ich - wir . . . wir hatten von dem Satelliten gehört. Sicher, heute weiß ich, daß es Wahnsinn war, aber wir hatten uns eingeblendet, eine Großtat für die Forschung zu begehen, wenn wir hierherkommen und herausfinden würden, welche Wirkung das Gift auf die Flora und Fauna dieser Gegend haben würde.«

»Sie wußten, was hier vorging?« fragte Perez fassungslos.

»Nicht genau. Wir wußten nur, daß etwas passiert war. Aber nicht genau, was. Ich kann mir lange Erklärungen sparen - Sie haben den Dschungel und die Ebene ja gesehen. Das Gift brachte im Umkreis von zehn Meilen alles Leben um.«

»Der Satellit - wurde beschädigt?«

»Ja. Nur geringfügig. Es ist nur wenig von dem Zeug entwichen, aber das reichte scheinbar. Nur ein paar Tierarten überlebten. Aber auch sie veränderten sich. Wir haben Dinge gesehen, bei denen Ihnen das Blut in den Adern erstarren würde, Hauptmann. Grauenhafte Mutationen, Mißgeburten. Die meisten starben, aber ein paar Arten paßten sich an.«

»Die Spinnen«, sagte Perez.

William nickte. »Unter anderem. Aber sie waren die Gefährlichsten. Kent starb bei unserer ersten Begegnung mit den Monstern. Joseph und ich wollten daraufhin zurück, aber Paul - Arachno, wie er sich heute nennt - überredete uns, weiterzugehen.«

»Und was geschah dann?« fragte Perez.

William lächelte schmerzlich. »Wir fanden den Satelliten. Paul war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr Herr seines eigenen Willens, glaube ich. Sie haben die Bestie ja gesehen.«

Perez nickte.

»Aber davon wußten wir natürlich zu dieser Zeit noch nichts. Sein seltsames Verhalten fiel uns zwar auf, aber wir konnten ihn ja schlecht allein hier zurücklassen. Wir fanden das Ding also. Natürlich sahen wir auch die Festung, und weder Joseph noch ich haben widersprochen, als Paul vorschlug, sich das Bauwerk genauer anzusehen. Als wir dann dieses Ungeheuer dort unten sahen . . .«

»Sie war schon da?« unterbrach ihn Perez.

William nickte. »Ja. Sie muß als Jungtier dort hineingekrochen sein. Natürlich ist sie jetzt viel zu groß, um noch einmal ihr Gefängnis verlassen zu können, aber sie hat ja ihre Diener, die ihr Nahrung und neue Opfer bringen. Arachnos Fluch . . .«, murmelte er. Für eine winzige Sekunde trat ein undeutbares, irres Glitzern in seine Augen, aber

dann sprach er mit ruhiger, unbeteiligter Stimme weiter:

»Zu diesem Zeitpunkt begann Paul sich zu verändern. Nicht nur geistig, meine ich. Auch körperlich. Sie haben ihn ja gesehen. Und Sie sehen mich. In nicht allzuferner Zukunft werde ich genauso aussehen wie er. Auch die Indios werden früher oder später anfangen, zu Ungeheuern zu werden. Sie sind nur noch nicht lange genug hier. Aber wenn es soweit ist, wird es zu spät sein.« Er sah Perez traurig an. »Auch Sie werden in ihrer Gewalt sein, wenn wir nichts dagegen unternehmen«, sagte er leise. »Sie können sich nicht gegen ihre geistigen Kräfte wehren. Wenn sie einmal in ihrer Gewalt hat, der ist verloren.« Er deutete auf die Maschinenpistolen in Perez' Händen. »Töten Sie Arachno und fliehen Sie«, sagte er bestimmt. »Sie müssen zurück in die Stadt. Versuchen Sie, die Regierung davon zu überzeugen, daß dieses Gebäude zerstört werden muß. Am besten mit einer Atombombe.«

Perez deutete trotzig auf seine Waffe. »Es wird mir ein Vergnügen sein, das Biest zu erledigen.«

William lächelte sanft. »O nein, Hauptmann. Das können Sie nicht. Niemand kann sich gegen sie wenden. Sie ist zu stark. Wenn Sie ihr gegenüberstehen, werden Sie vergessen, weshalb sie hinuntergegangen sind. Joseph hat das auch versucht. Sie hat ihn getötet. Sie kann sich nicht bewegen, aber ihre geistigen

62

Kräfte sind ungeheuer.« Er stand auf. »Fliehen Sie, Perez. Ich werde versuchen, Arachno unschädlich zu machen. Schnell jetzt.«

Er riß die Tür auf, sah sich hastig nach rechts und links um und verschwand mit kleinen tippelnden Schritten auf dem Gang.

Perez starrte ihm verblüfft nach. Schließlich gab er sich einen Ruck, winkte die beiden Soldaten zu sich heran und verließ die Kammer. »Kommt«, sagte er. »Wir schnappen uns diesen Wahnsinnigen.«

»Wir sollten lieber verschwinden«, sagte Vilieres.

Perez schüttelte in grimmiger Entschlossenheit den Kopf. »Sinnlos«, sagte er. »Wir kämen keine fünf Meilen weit. Wir müssen die Sache durchstehen, so oder so.«

Vorsichtig, die Waffen schußbereit in Händen haltend, schlichen sie in die Richtung, in der William verschwunden war.

Nach einiger Zeit hörten sie Lärm; aufgeregte Stimmen, Schreie, Rufe.

»Das ist William«, sagte Perez verblüfft.

Der Gang machte dicht vor ihnen eine Biegung. Perez ließ sich auf Hände und Füße nieder und kroch bis zur Ecke.

Vor ihnen lag eine weite, hell erleuchtete Halle. Arachno, flankiert von vier kräftigen Indiohunden, hockte auf seiner Trage und stieß wütende Zisch- und Grunzlaute aus. Geräusche, die kaum noch etwas mit einer menschlichen Stimme gemein hatten.

Und vor ihnen, hoch aufgerichtet und zu allem entschlossen, stand William. In den Händen hielt er eine von ihren Waffen.

»Es ist aus, Arachno«, sagte er entschlossen. »Ich werde dich jetzt töten.« Seine Stimme schwankte leicht. »Wir waren einmal Freunde, Paul«, sagte er leise. »Es tut mir leid.«

Arachno stieß ein wütendes Krächzen aus. »Freunde?« Er lachte. Die Waffe in Williams Händen schien ihn nicht im geringsten zu beeindrucken. »Niemand ist mein Freund. Ich habe nur Feinde und Sklaven.« Er deutete mit einer

63

wütenden Geste auf William. »Packt ihn!«

Zwei seiner Wachen stürmten auf William los, aber ein kurzer, abgehackerter Feuerstoß aus der MPi trieb sie zurück. »Packt ihn!« kreischte Arachno. »Ich befehle es!«

Die Indios zögerten. Die Kugeln waren dicht über ihre Köpfe hinweggepfiffen, und

sie schienen in Williams Gesicht zu lesen, daß die nächste Salve treffen würde.  
William richtete die Mündung der Waffe langsam auf Arachno.

»Es tut mir leid«, sagte er leise.

Dann schoß er.

Perez schloß unwillkürlich die Augen, als er sah, wie Arachno sich aufbäumte und hintenüberfiel. Sein Umhang rutschte auseinander.

Der Körper darunter war nicht mehr der eines Menschen.

William trat langsam zurück.

»Ihr seid frei«, sagte er zu den Indios. »Euer Peiniger ist tot. Geht.« Er winkte auffordernd mit der MPi.

Einer der Männer hob sein Blasrohr an die Lippen.

William riß die MPi hoch, aber es war zu spät. Ein winziger Pfeil zischte durch die Luft, ließ ihn zurücktaumeln und stöhnend in die Knie brechen.

Perez erhob sich, stürmte aus seiner Deckung hervor und feuerte eine Garbe gegen die Decke.

Die Indios schrien auf und ergriffen die Flucht. Perez wartete einige Sekunden lang, bis er sicher war, nicht in einen Hinterhalt zu laufen, ehe er sich bückte und den Pfeil aus Williams Arm zog. Die Wunde war nicht sonderlich tief, wahrscheinlich nicht einmal schmerzhaft. Aber der Pfeil war vergiftet gewesen.

»Gehen Sie«, stöhnte William. Seine Lippen zitterten. »Es ist gut so. Ich . . . ich wollte nicht so enden wie Arachno. Ich wußte, daß ich . . . sterben würde . . .« Er stockte, hustete und fuhr mühsam fort. »Hören Sie, Perez. Ich habe Ihnen nicht alles erzählt. Die Spinne im Keller - sie ... sie ist das einzige Weibchen. Und sie bekommt nur männliche Junge . . . Wenn sie tot ist, wird dieser Alptraum aufhören. . . gehen Sie ... schnell... ich ...« Seine Worte wurden zu einem leisen, unhörbaren Flüstern.

Dann war er tot.

Perez richtete sich schweratmend auf.

Er wußte, was er zu tun hatte.

\*\*\*

Sein Herz hämmerte zum Zerspringen, als er langsam die dunkle, steile Treppe hinunterging.

Er hatte Rondo und Vilieres als Wachen oben zurückgelassen, obwohl sie keinen weiteren Indio mehr begegnet waren.

Die Treppe schien endlos zu sein; ein muffiger, feuchter Stollen, der geradewegs bis in die Hölle führte.

In gewissem Sinne, überlegte Perez, stimmte das auch. Alle Schlünde der Hölle konnten keinen größeren Schrecken bereithalten als die winzige Kammer dort unten. Aber er ging weiter. Es -war der schwerste Gang seines Lebens, aber er quälte sich Schritt für Schritt voran, obwohl jede Bewegung all seine Kräfte zu beanspruchen schien. Aber er mußte es tun. Solange dieses Monstrum dort unten lebte, würde es in diesem Land keinen Frieden geben.

Schließlich erreichte er die Kammer. Die Tür war angelehnt, und das Geräusch von prasselnden, mühsamen Atemzügen drang zu ihm hinaus.

Er lauschte auf das Kratzen in seinem Kopf, aber da war nichts. Die Bestie schien von seinem Kommen keine Ahnung zu haben.

Um so besser, dachte er. So hatte er eine Chance.

Er entsicherte die Waffe, prüfte das Magazin und preßte sich dicht neben der Tür an die Wand.

Es war ganz einfach - eine schnelle Drehung, eine blitzschnelle Bewegung am Abzug der MPi - und der Alptraum war vorbei.

Aber das würde bedeuten, dem Monster noch einmal gegenübertreten zu müssen.

Dem Blick dieser grauenhaften,

64

seelenlosen Augen noch einmal standhalten zu müssen.

Aber er hatte keine Wahl.

Mit einer wütenden Bewegung stieß er sich von der Wand ab, trat die Tür auf und . . .  
.. . erstarrte.

Die Spinne hockte groß und häßlich vor ihm, ein fleischgewordener Alptraum aus Fell und Beinen und glühenden, hypnotischen Augen.

Er konnte es nicht tun.

Niemand konnte es. Die Herrin war unverletzlich. Sie war unsterblich. Nichts konnte ihr etwas anhaben. Und niemand durfte das versuchen.

Perez senkte die Waffe und lächelte glücklich.

Ja.

Er würde gehorchen. Er würde ihr dienen und die Welt endlich ihrer wahren Bestimmung übergeben. Vielleicht würde er sterben, bevor diese Aufgabe erfüllt war, aber nach ihm würden andere kommen, und dann wieder andere. Er war sich der Tatsache, daß dies nicht seine Gedanken waren, vollauf bewußt. Aber es machte nichts aus.

Wie durch einen dichten, treibenden Nebel drangen Geräusche an sein Bewußtsein. Stimmen. Aufgeregte Rufe, das Trappeln von Schritten auf der Treppe. Jemand prallte gegen ihn, stürzte an ihm vorbei.

Rodriuez.

Er mußte sich befreit haben. Er schwankte, lachte irr und ging mit weit ausgreifenden Schritten auf die Spinne zu.

Perez spürte die Unsicherheit des Ungeheuers, als es erkannte, daß es den Geist dieses Menschen nicht beeinflussen konnte. Und er spürte, wie sich die geistige Fessel um sein Bewußtsein lockerte, als das Ungeheuer sich ganz auf Rodriuez konzentrierte. Aber Rodriuez ging weiter. Seine Rechte umklammerte einen kleinen, grauen Gegenstand.

Die Spinne stieß ein drohendes Zischen aus und richtete sich mühsam auf. Ihre armlangen Greifzangen schnappten drohend, aber Rodriuez ließ sich davon nicht beeindrucken.

»Rodriuez«, stöhnte Perez. »Nicht. . .« Mühsam, unendlich mühsam, hob er die Waffe und legte den Finger um den Abzug. Aber er konnte nicht schießen, ohne Rodriuez zu treffen.

Und dann ging alles unglaublich schnell. Die fürchterlichen Fänge der Spinne griffen zu. Rodriuez' Kichern wurde zu einem Schrei.

Die Handgranate fiel polternd zu Boden, rollte ein Stück weit und blieb liegen.

Und dann schien die Welt in einem Chaos aus Feuer und Lärm zu versinken.

\*\*\*

Perez wußte nicht, wie lange er bewußtlos gewesen war. Sein rechter Arm schmerzte höllisch, und in seinen Ohren war ein dröhnendes, qualvolles Klingeln.

»Es tut mit leid«, murmelte Vilieres. Sein Gesicht wirkte blaß und eingefallen. Er schwitzte. »Er muß sich befreit haben. Ich habe versucht, ihn aufzuhalten, aber er war zu schnell.«

»Sie sind tot?«

Vilieres nickte. »Beide.« Er half Perez aufzustehen und atmete hörbar ein.

»Er war Ihr Freund, nicht?«

Perez antwortete nicht sofort.

»Er hätte es werden können«, sagte er schließlich. »Ja. Ich bin sicher, daß wir Freunde geworden wären.«

ENDE